1,70 DM / Band 460
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der grausame Wald

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Der grausame Wald

John Sinclair Nr. 460

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.04.1987

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Der grausame Wald

Es gibt Dinge, die sind so furchtbar, daß man kaum daran denken will. Und doch gehören sie zur Realität.

Wenn skrupellose Geschäftemacher auf die Natur keine Rücksicht nehmen, kann es passieren, daß sie zurückschlägt. Unschuldige Menschen geraten so in einen mörderischen Umwelt-Horror.

Von einem solchen Fall möchte ich Ihnen, liebe Leser, berichten. Aber ich muß Sie warnen.

Es wird eine böse Geschichte...

Ray Askin zog den Kopf ein, als er das Geräusch der Propeller-Maschine zum viertenmal hörte.

Nicht daß er etwas gegen Flugzeuge gehabt hätte, aber wenn sie die friedliche Ruhe eines sommerlichen Nachmittags störten, ärgerte er sich darüber schon.

Er schaute zum blauen Himmel und schirmte dabei die Augen gegen die Sonne ab. Die Maschine entdeckte er im Westen, in der Nähe einiger Wolken, die an Zuckerwatte erinnerten.

Das Flugzeug, das Askin sah, war knallrot, als hätte man es mit dickem Blut übergossen.

Askin hatte das Geräusch der beiden Motoren schon des öfteren vernommen. Er sah die Maschine jedoch zum erstenmal, denn er hatte den dichten Wald unter sich gelassen und war auf eine Hügelkuppe gestiegen.

Während die Jungen eine Ruhepause machten, sah sich Askin um, denn für den folgenden Tag war eine Wanderung mit gleichzeitiger Schatzsuche geplant. Für den Schatz suchte er noch ein gutes Versteck.

Als Leiter der Boy Scouts, der Pfadfinder, trug er die Verantwortung für die Gruppe. Askin war schon seit seiner Kindheit dabei. Inzwischen zählte er 22 Jahre, und es machte ihm noch immer Spaß, sich um die jungen Leute zu kümmern. Er war flexibel, hatte gute Ideen, erfand neue Spiele.

Eine Reise mit ihm als Leiter war nie langweilig.

Der anstrengende Weg den Hang hoch hatte ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben. Mit einem breiten Zipfel seines Halstuchs wischte er ihn fort. Die Suche nach dem geeigneten Versteck war für ihn plötzlich zweitrangig geworden. Viel mehr interessierte ihn das Flugzeug im Westen, das einfach nicht fortfliegen wollte und dort kreiste, wo der Wald beendet war und die weiten Felder begannen.

Die Gruppe hatte sich in eine sehr einsame Gegend zurückgezogen. Bis zum nächsten Ort waren es einige Meilen. Dort sollte es nicht einmal eine Telefonzelle geben.

Askin fragte sich, was der Pilot in diesem Gebiet zu suchen hatte. Er wollte das Flugzeug so lange beobachten, bis es verschwand.

Vielleicht wurden Fotos geschossen für neue Karten. Möglicherweise übte auch ein Schüler für seinen Pilotenschein. Mit beiden Annahmen lag Ray Askin falsch.

Plötzlich ging die Maschine tiefer. Askin hatte den Eindruck, als würde sie sich in Höhe der Hügelkuppen befinden. Sie flog noch eine Schleife und war mit einemmal in einer Wolke verschwunden. Es war keine normale Wolke, das Flugzeug hatte sie abgegeben. Aus zahlreichen Düsen war das rotbraune Zeug gequollen. Es war schwerer als die Luft und senkte sich dem Boden entgegen.

Wie ein gewaltiger Teppich breitete sich das Zeug aus, und die Düsen der Maschine versprühten immer mehr dieses Mittel.

Askin ballte die Hände. Er wußte Bescheid, und er bekam vor Wut und Zorn einen, roten Kopf. Man konnte ihn nicht gerade als Öko-Freak bezeichnen, aber er haßte es, wenn mit der Chemie das Wachstum der Natur allzu stark manipuliert wurde. Zudem sah er keinen Grund dafür, irgend etwas in der Nähe dieses Waldes zu besprühen. Auf dem Herweg hatten sie die Felder gesehen. Sie standen in einer prächtigen Reife und leuchteten in Farben, wie sie nur die Natur hervorbringen konnte.

Und jetzt das…

Askin schüttelte sich. »Ihr Hundesöhne«, flüsterte er. »Könnt ihr dieses Scheißzeug nicht woanders ausprobieren?«

Niemand hörte ihn. Man hätte sich auch seinen Wünschen sicherlich nicht gefügt. Und so drehte die Maschine weiter ihre Kreise und sprühte das Gift.

Es dauerte noch eine gute Viertelstunde, bis der Pilot die Arbeit beendete und in einem weiten Bogen nach Norden abdrehte.

Askin, sah ihm noch nach, bis die Maschine in der Weite des Himmels verschwunden war.

Zurück blieb die Erinnerung an sie.

Die rotbraune Wolke legte sich langsam auf die Felder. Askin schüttelte sich. Er hatte vorgehabt, ein Versteck für den Schatz zu suchen, doch jetzt änderte er seinen Plan. Er wollte das Lager abbrechen und mit seinen sechs Pfadfindern zu einem Bahnhof wandern, um mit dem Zug in eine andere Region zu fahren.

»Schade«, sagte er und schüttelte den Kopf, während sein sonnenbraunes Gesicht einen traurigen Ausdruck annahm. »Bald wird es nirgendwo auf der Welt mehr einen Flecken geben, den man als heil bezeichnen kann. Daß die Menschen sich immer selbst das Leben schwermachen müssen, ich verstehe es einfach nicht.«

Einen letzten Blick warf er noch dorthin, wo sich die Wolke befinden mußte.

Sie hatte sich nicht gesenkt. Noch immer trieb sie durch die Luft, auch der Wind schaffte es nicht, sie aufzulösen. Im Gegenteil, sie schien mit jeder Sekunde härter und fester zu werden, und so blieb sie auch in der Luft.

Die rotbraune Farbe erinnerte ihn an Rost.

Rost ist gefährlich. War die Wolke es auch? Ray Askin wurde schon unangenehm berührt, als er sie anschaute, dann abrupt den Kopf drehte und sich auf den Rückmarsch machte.

Sie hatten das Lager inmitten des Waldes auf einer Lichtung aufgeschlagen und auch die entsprechende Erlaubnis dafür vom Förster bekommen.

Man vertraute den Pfadfindern, die es auch lernten, die Umwelt zu schützen und zu pflegen.

Wenn das Lager am nächsten Tag abgebaut wurde, würde niemand einen Papierschnipsel finden.

Nichts, gar nichts wurde von den jungen Menschen zurückgelassen.

Es gab zwar einen Weg, aber der war mehr ein Pfad und für Rotwild geeigneter als für Menschen.

Askin wühlte sich durch. Er hatte es auf einmal eilig. Es war die innere Unruhe, die ihn vorantrieb.

Auf dem Hinweg hatte er sie nicht gespürt. Wahrscheinlich war der Grund das Auftauchen des Flugzeugs gewesen. Am Fuß des Hangs verdichtete sich der Wald. Da wuchs auch das Unterholz höher. Der Pfad war kaum mehr zu erkennen, Askin mußte sich durch die Lücken zwischen den Baumstämmen des Mischwaldes winden, um überhaupt voranzukommen.

Das Gras wuchs fast kniehoch und war von Brennesseln durchsetzt, die an den Hosenbeinen des Pfadfinders entlangschleiften und seine Haut zum Glück nicht berührten.

Die Sonne hatte die Luft aufgeheizt. Das grüne Blätterdach des Waldes hatte die Strahlen nicht abhalten können. Unter den dicht belaubten Ästen und Zweigen der noch gesunden Laubbäume war die Luft stickig und schwer zu atmen. Askin hatte das Gefühl, die Luft zu trinken.

Die Kleidung kam ihm zu dick vor. Das Haar klebte auf seinem Kopf. Mücken und Fliegen umschwirrten ihn. Er hörte seinen eigenen Atem und das Rascheln des Grases, wenn er seine Schritte beschleunigte. Irgend etwas trieb ihn an, so rasch wie möglich das Lager zu erreichen, und er atmete erst auf, als er die Lichtung mit den drei graugrünen Zelten vor sich sah und das Plätschern des kleinen Bachs hörte, der in der Nähe der Zelte vorbeifloß. Drei Pfadfinder hockten dort auf dem warmen Boden und hielten die Füße ins Wasser.

Askin war bereits entdeckt worden. Rufe hallten über die kleine Lichtung. Auch die Jungen am Bach hatten sie gehört, sprangen auf, nahmen ihre Schuhe in die Hände und scharten sich, wie die übrigen drei, um ihren Anführer.

»Hast du ein Versteck gefunden?« fragte Ronny, der Junge mit den Rosthaaren.

»Nein.«

Enttäuschung zeichnete die Gesichter der Pfadfinder. Einige von ihnen murrten, schwiegen jedoch, als sie die knappe Handbewegung ihres Leaders sahen.

»Wir werden die Schatzsuche nur verschieben!« erklärte Askin, »denn wir suchen uns morgen schon ein anderes Lager. Das heißt für euch, heute abend bereits die wichtigen Dinge packen, damit wir morgen

nur noch die Zelte abbauen können. Klar?«

Die Jungen nickten. Sie fragten nicht nach den Gründen, noch nicht. Später, wenn sie am Abend zusammensaßen, würde dies sicherlich geschehen. Jeder kannte seine Pflicht, und Askin brauchte sich nicht groß zu bemühen. Seine Jungen räumten freiwillig auf.

Ray Askin wollte nicht nachstehen. Als Leiter einer Gruppe mußte er auch Vorbild sein, tauchte in das kleine Zelt und begann damit, seine persönlichen Sachen ebenfalls in dem großen Rucksack zu verstauen. Er war längst nicht so flink wie sonst. Immer wieder kam ihm der Gedanke, etwas falsch gemacht zu haben. Es war nicht mehr als ein Gefühl, allerdings konnte er es nicht unterdrücken, und so stellten sich die bohrenden Fragen fast automatisch ein.

Was hätte er anderes unternehmen können?

Noch einmal ließ er den Ablauf der letzten Stunden vor seinem geistigen Auge entlangziehen. Alles war eigentlich normal gelaufen, bis auf zwei Dinge.

Das Flugzeug und die Wolke!

Beide waren urplötzlich erschienen, einfach so und Rays Ansicht nach völlig grundlos. Das Flugzeug war verschwunden, die Wolke aber hatte sich irgendwie festgehängt.

Weshalb war sie nicht dem Boden entgegengesunken? Wollte man da vielleicht ein neues Mittel testen. Ray konzentrierte sich auf das Flugzeug. Soviel er sich erinnern konnte, hatte er am Rumpf der Maschine keine Firmenaufschrift erkennen können. Das war sicherlich Absicht gewesen. In dieser einsamen Waliser Gegend wurden sicherlich Versuche durchgeführt. Mit Zeugen rechnete man nicht. Die Bewohner der kleinen, abgelegenen Dörfer zählten für die anderen nicht. Sie hatten sowieso keine Ahnung, was gewisse Dinge anging. Man mußte sie ihren Alltagstrott leben lassen.

Nur - wo war sein Fehler gewesen? Was hätte er anders machen können und auch müssen?

Ray Askin wußte es leider nicht. Er zerbrach sich nicht weiter den Kopf darüber, denn seine Schützlinge nahmen ihn voll und ganz in Anspruch. Er gab Anweisungen, kontrollierte und war so leicht nicht zufriedenzustellen.

Allmählich sank auch die Sonne. Es war die Zeit, wo das Essen zubereitet wurde. Da man am nächsten Tag weiterzog, hatte man beschlossen, kein Feuer mehr zu machen und irgendwelche Dosengerichte aufzuwärmen. Die Boy Scouts nahmen ihr Mahl kalt ein.

Sie aßen Fleisch aus der Dose und stopften sich Brot zwischen die Zähne. Dazu tranken sie klares Wasser, das normalerweise herrlich erfrischte. Aber an diesem Abend verzog Boris, ein Einwandererjunge aus Polen, plötzlich das Gesicht, als hätte er statt des Wassers etwas

Bitteres zu sich genommen.

»Widerlich schmeckt das.« Boris schleuderte das Wasser aus seinem Gefäß.

Askin war aufmerksam geworden. »Was ist denn los?«

»Das Zeug kannst du nicht trinken, Ray.«

Auch die übrigen Pfadfinder schauten auf. Einige hatten noch keinen Schluck genommen, die anderen beiden verzogen angespannt die Lippen. Sie warteten auf eine Bemerkung ihres Leaders.

Ray Askin roch an seinem Trinkbecher, goß etwas Wasser in seine Handfläche und konnte nichts feststellen.

»Tut mir leid, aber…«

»Du mußt es probieren, Ray.«

Das tat der junge Mann auch, und er nickte. »Du hast recht, es schmeckt etwas komisch.«

»Das ist doch nicht vergiftet!« meldete sich Charly, der Jüngste im Bunde. Er rutschte unruhig auf seinem Hosenboden hin und her.

»Quatsch, wie sollte es!« widersprach Ray, obwohl er sich seiner Sache nicht so sicher war. Wieder mußte er an das Erscheinen der Wolke denken, aber davon sagte er seinen Schützlingen nichts. Statt dessen gab er ihnen den Rat, das Wasser auszuschütten.

»Dann müssen wir das Zeug trocken runterwürgen!« beschwerte sich Ronny.

»Sterben wirst du daran schon nicht.«

»Morgen hole ich mir Cola.«

Ray lächelte. »Sicher, wenn du ein Geschäft findest.«

»Wieso? Bleibt die Gegend so einsam?«

Ray nickte, und auch die übrigen schauten ihn gespannt an. »Wahrscheinlich werden wir einige Stunden laufen müssen, um eine Ortschaft zu erreichen. Dort halten wir uns aber nicht auf, weil ich mir vorgenommen habe, so weit zu laufen, bis wir in ein Dorf gelangen, wo es einen Bahnhof oder eine Busstation gibt. Von dort fahren wir dann weiter.«

Die Jungen ließen die Worte erst im Raum stehen, überlegten und fragten dann, wo sie der Weg hinführen würde.

»Das werden wir morgen früh noch besprechen.« Askin schaute auf die Uhr. »Ich würde meinen, daß wir uns in zwei Stunden zur Ruhe begeben. Wir haben einen langen Tag vor uns. Okay?«

Einige murrten zwar, sie hätten noch gern ein Lagerfeuer gehabt, aber Ray ließ sich nicht erweichen.

Er klatschte in die Hände. Es war das Zeichen für die Nachtruhe. »Keinen Ärger mehr, Freunde. Ihr kriecht in eure Schlafsäcke und…«

»Ich habe meinen schon zusammengerollt!« meldete sich Ronny.

Askin breitete die Arme aus. »Dann holst du ihn eben wieder hervor, mein Junge.«

»Muß das denn sein?«
»Ja, es muß.«
Es dauerte noch einige Zeit, bis Askin es geschafft hatte; die Jungen ruhig zu bekommen. Noch immer war es schwül auf der Lichtung. Der leichte, Wind brachte kaum Abkühlung, weil er ebenfalls ziemlich aufgeheizt war. Dieser Sommer hatte es wirklich in sich.
Die Boy Scouts lagen in ihren nicht geschlossenen Zelten. Einige schliefen tatsächlich schon, andere waren noch wach. Askin hörte ihr Flüstern. Er selbst saß noch draußen, starrte gegen die schwarze Wand des Waldes, hinter der es so unnatürlich ruhig war.
Zwar schliefen die Vögel um diese Zeit schon, aber die Tiere der Nacht meldeten sich auch nicht.
Kein Rascheln im Unterholz, kein Huschen durch hohes Gras - nichts.
Die kleine Welt nahe der Lichtung hatte sich auf irgendeine Art und Weise verändert.
Ray Askin war zwar nicht müde, dennoch wollte er nicht länger vor den Zelten sitzenbleiben, kroch auch in sein Zelt und legte sich nicht in den Schlafsack. Den hatte er bereits eingepackt. Ein kleines Privileg brauchte er auch.
Askin lag mit den Füßen zum Eingang, der nicht geschlossen war. Er schaute auf das sich schwach abmalende Dreieck. Die Anstrengung des Tages forderte auch bei Ray Askin Tribut. Irgendwann fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

***

Welches Geräusch ihn geweckt hatte, wußte er nicht zu sagen. Von einem Moment zum anderen aber war er hellwach, schlug die Augen auf und warf einen Blick zur Uhr.
Zehn Minuten nach Mitternacht…
Askin setzte sich auf und lauschte.
Er vernahm die leisen Schnarchtöne aus den anderen Zelten. Die Jungen waren also ruhig. Sie hatten ihn nicht geweckt. Da mußte es einen anderen Grund gegeben haben, über den Ray nachdachte.
Aber welcher hatte das sein können? Auf der Lichtung war nichts zu erkennen. Weder ein Fuchs noch Rotwild umschlich die Zelte. Und doch mußte es einen Vorgang gegeben haben, der Askin aus dem Schlaf gerissen hatte. Und er wollte den Dingen auch auf den Grund gehen. Umsonst war er nicht so beunruhigt.
Askin kroch aus dem Zelt. Wie ein Hund, der seine Hütte verläßt, streckte er zunächst den Kopf aus dem Dreieck des Eingangs, schaute nach rechts und links, sah die Umrisse und Schatten der zwei anderen Zelte, aber sonst nichts.
Und doch war da etwas gewesen.
Askin richtete sich vor dem Zelt auf. Sein Blick war angespannt

geworden, das Gesicht zeigte einen harten Ausdruck. Er hatte die Lippen aufeinandergepreßt und atmete durch die Nase die etwas kühler gewordene Luft ein. Als er sich aufrichtete, hörte er es.

Es war ein ungewöhnliches Geräusch, ein leises Rascheln und auch Rieseln, als würde etwas aus großer Höhe zu Boden fallen. Der junge Mann bekam zwar keine Angst, doch die Gänsehaut kroch so über seinen Rücken, als würde er von Spinnenfingern berührt.

Hier stimmte etwas nicht. Das Geräusch war zu ungewöhnlich. Das hatte es noch nie gegeben; Manchmal hörte es sich an wie leiser Regen, aber es fielen keine Tropfen vom Himmel.

Und doch blieb das Rascheln…

Es war Askin auch gelungen, die Richtung zu bestimmen. Genau dort, wo der Wald begann, vernahm er es. Diese Laute hatten die Zelte praktisch eingekreist.

Askin wurde nervös. Diese Geräusche waren nicht normal. Er kam sich plötzlich eingekreist und wie ein Gefangener vor. Noch einmal tauchte er zurück in das Zelt und nahm die Stablampe mit.

Sicherheitshalber steckte er auch die kleine Gaspistole in die rechte Tasche seiner Jogginghose. Als er auf den Waldrand zuschritt, war er kaum zu hören.

Seinen Schützlingen war glücklicherweise nichts aufgefallen. Das beruhigte ihn. Sie wollten schlafen. Bis zum Waldrand waren es nur wenige Schritte. Bevor Ray stehenblieb, schaltete er die Lampe ein. Sie gab einen breiten Strahl ab, den er schräg in die Höhe richtete. Er folgte ihm mit den Blicken und hatte plötzlich das Gefühl, einen bösen Traum zu erleben.

Von den Bäumen fielen die Blätter! Sie sahen aus, als wären sie mit einer Säure in Berührung gekommen.

Ray Askin fand keine Erklärung. Das war völlig absurd. Hier fiel ein Stück Umwelt einfach zusammen, ohne daß er etwas dagegen unternehmen konnte. Durch die Nase holte er Luft und bekam den Eindruck, als wäre diese mit Säure vermischt, die wenig später in seinen Schleimhäuten brannte. Der Lampenstrahl gab nur einen Ausschnitt wieder. Askin bewegte seine Hand nach rechts, er hob sie an, drückte sie tiefer, leuchtete mit dem fahlen Finger in das Unterholz, wo er erkennen mußte, daß auch das Gras und die Brennesseln nicht verschont wurden. Sie faulten und sanken vor seinen Augen zusammen.

Über das angestrahlte Stück des Waldbodens hatte sich bereits eine dunkle, schmierige Schicht gelegt, die an ausgelaufenes, verschmutztes Öl erinnerte.

Das Bild des Horrors verstärkte sich noch. Waren zuerst nur einige Blätter von den Zweigen gefallen, so wurden jetzt die Bäume kahl, und Askin wußte nicht mehr, was er machen sollte. Vor seinen Augen

lief ein Horror ab, der einfach unbegreiflich war.

Wenn das zerstörte Laub den Boden berührte, vernahm er die leisen, raschelnden Geräusche, mit denen sich die Blätter übereinanderschoben.

Wieso fielen sie?

Er schaute zurück. Die Zelte hoben sich, schwach von dem Untergrund ab. Für einen Moment klärte sich die Gedankenwelt des Leaders. Er dachte daran, daß dieses Grauen sich nicht nur auf den Wald beschränken würde. Es wollte die Natur zerstören, und auch die Menschen waren ein Teil der Natur.

Also befanden sich er und die sechs Jungen in Gefahr. Er dachte an die Eltern, die ihm ihre Kinder anvertraut hatten. Alles hatte so harmonisch und normal begonnen, sollte es mit einer Katastrophe enden?

Es gab vielleicht noch eine Chance für sie. Sollten sie nicht völlig eingekesselt sein, mußten sie weg. So rasch wie möglich. Alles liegen- und stehenlassen.

Ray Askin rannte auf die Zelte zu. Zwischen seinen Zähnen steckte bereits die Alarmpfeife, die er stets bei sich trug.

Der grelle, schrille Pfiff gellte über die Lichtung. Er hörte sich an, als würde ein Schiedsrichter ein Foul pfeifen, und die Pfadfinder wurden aus dem tiefen Schlaf gerissen.

In den Zelten richteten sie sich auf, zogen die Reißverschlüsse der Schlafsäcke auf und rollten sich schlaftrunken hervor. Askin leuchtete in jedes Zelt. Seine Stimme überschlug sich, als er die Boy Scouts antrieb. Auch er war nervös geworden. Die Angst peitschte Wellen in ihm hoch, er sorgte dafür, daß seine Jungen die Zelte verließen, die Lampen mitnahmen und auch nach ihren persönlichen Dingen greifen konnten.

»Was ist denn los?« schrie Ronny. »Wir müssen hier weg. Fliehen…«

»Wieso?«

Askin gab keine Erklärung. Es war einfach die Zeit nicht vorhanden. Statt dessen baute er sich vor den Zelten auf und leuchtete noch einmal gegen den Waldrand.

Das sahen seine Schützlinge und taten es ihm nach.

Plötzlich sah es jeder Junge.

Sie schwiegen vor Angst und Schrecken!

Das Laub rieselte wie schmutziger Schnee zu Boden. Stinkend, geschwärzt und zusammengerollt.

»Ray, was ist das?« schrie Paul.

»Ich weiß es nicht, verdammt. Wir können nicht länger bleiben. Wir müssen weg hier!«

Ronny schrie plötzlich, während er eine Hand ausgestreckt hatte und in die Höhe wies. »Da… da ist eine Wolke. Lieber Gott, seht ihr sie

auch?«

Bisher hatten sie nicht hingeschaut. Jetzt folgten sie mit ihren Blicken der Richtung des weisenden Fingers. Selbst Askin war es, als würde man ihm einen Faustschlag in den Magen versetzen.

Die Wolke hing über und auch zwischen den Bäumen. Sie bewegte sich zitternd durch die Strahlen der Lampen, wallte und quoll, als würde in ihr ein Motor stecken, der sie weitertrieb.

»Das ist Gift!«

Einer der Jungen hatte es erfaßt.

Auf einmal gab es für sie kein Halten mehr. Auf den Absätzen machten sie kehrt. Ray Askin wollte sie zu einem geordneten Rückzug bewegen, das war nicht mehr möglich. Hals über Kopf rannten sie davon.

Auch Askin blieb nicht länger stehen. An den Zelten jagte er vorbei. Er konnte sehen, wo die Pfadfinder hingelaufen waren. Die tanzenden Lichtstrahlen ihrer Lampen wiesen ihm den Weg, und so brach auch er durch das Unterholz des Waldes.

Es fühlte sich ungewöhnlich weich und matschig an. Er blieb stehen und leuchtete in die Höhe.

Auch über ihm lösten sich die Blätter. Diesmal konnte er ihnen nicht entwischen. Als er weiterlief, trafen sie ihn. Sie klebten auf den Haaren und an den Wangen, als hätte man sie angeleimt. In einer normalen Reaktion faßte er nach den Blättern, riß sie vom Gesicht weg und hatte gleichzeitig das Gefühl, als würde er dabei noch ein Stück seiner Haut mit abziehen.

Selbst Askin verlor unter diesen Umständen die Nerven. Er konnte sie einfach nicht mehr behalten, auch der Überblick ging ihm verloren. So taumelte er durch den finsteren, allmählich vor sich hinsterbenden Wald, schlug mit dem Kopf gegen Zweige, spürte die feuchten Berührungen der Blätter, als wären sie schleimige Wesen, und schaute manchmal in den breiten Lichtspeer hinein, den die Taschenlampe tanzend warf.

Ein Bild der Verwüstung und des Grauens bot sich ihm. Sterbende Bäume, fallende Blätter, dazwischen die dünne, gefährliche Wolke, und ein Junge namens Ronny, der es nicht mehr geschafft hatte. Er war gefallen, lag aber nicht am Boden, weil ihn ein dichtes Netzwerk aus Zweigen aufgefangen hatte.

Die Blätter rieselten auf ihn nieder.

Ein lautloser, unheimlicher Tod, der auch vor dem Lebewesen Mensch nicht haltmachte.

Der Junge war gezeichnet. Seine Haut war ebenfalls keine mehr. Sie glich einem zusammengeschobenen Etwas, das sich stark verfärbte und einen Stich ins Bräunliche bekommen hatte.

Furchtbar.

Askin stand da und hätte heulen können. Aber er konnte Ronny nicht helfen. Das Furchtbare, das diesen Jungen und auch die anderen Kinder erwischt hatte, machte vor ihm ebenfalls nicht Halt. Die Blätter berührten seinen Kopf.

In einer hastigen Bewegung zog er sie weg. Dabei riß er sich noch ein Büschel Haare aus, und er hörte vor sich das Knacken. Ronny war eingebrochen, die Zweige, auch schon angegriffen, hatten das Gewicht des Boy Scouts nicht halten können.

Er lag jetzt in dem trüben Matsch, der einmal Gras, Laub und Humus gewesen war.

»Lieber Gott, hilf…« Aus Rays Mund drangen die Worte stockend. Er ging dabei mit schweren Schritten weiter und hörte die Schreie eines anderen Jungen.

Sie waren in eine furchtbare Lage hineingeraten. In einen Taumel des Schreckens, in einen Horror ohnegleichen, der weder zu beschreiben noch zu erklären war.

Wenn er weiterlief und dabei gegen die Äste schlug, so konnte er sie abbrechen. Manchmal setzten sie ihm auch Widerstand entgegen, so daß er den Eindruck bekam, sie wären aus Gummi.

Irgendwann fiel er hin. Eine kleine Mulde war ihm zum Verhängnis geworden.

Als er den Hang hinabrollte und dabei das faulige, zusammenklebende Laub durch den Druck seines Körpers mit in die kleine Mulde hineinrutschte, wußte er, daß er es nicht mehr schaffen konnte. Er hatte seinen Mund geöffnet. Zum erstenmal drang das Zeug über seine Lippen. Es füllte den Mund, er spürte das Brennen, den Schleim auf der Zunge, der ihm wie krabbelndes Gewürm vorkam.

Auf der Seite blieb er liegen. Ray hörte die schrecklichen Schreie seiner Schützlinge. Er konnte ihnen nicht helfen, denn die Blätter rieselten weiter zu Boden. Sie suchten sich die Menschen aus und die Tiere, die nicht geflohen waren.

Ein tödlicher Herbst hatte Einzug gehalten.

Die durch den Wald gellenden Schreie hallten nicht mehr so laut durch die kahle Welt. Innerhalb der nächsten Minuten wurden sie leiser und leiser. Vielleicht ein letztes, ersticktes Röcheln, ein Stöhnen, ein schweres Seufzen, dann wurde es still.

Nicht einmal Blätter rieselten mehr.

Die Stille des Todes hielt das Gelände umfangen.

***

Stunden später!

Ob tot oder nicht, das spielte keine Rolle mehr, der Tag ließ sich nicht aufhalten. Die Sonne zog ihre Bahn, sie sank am Abend, sie ging am Morgen auf.

Auch über Wales.

Für eine Weile schien es so, als würde sie sich schämen, hinter der grauschwarzen Dunkelheit emporzukriechen. Sie blieb noch versteckt, dann schob sie die graue Wand zur Seite, und erste, schüchtern wirkende Strahlen zeigten sich. Sie malten ein Muster, das weit gefächert den Himmel bedeckte.

Vom tiefen Rot bis hin zum hellen Gelb war die Farbenpracht vertreten. Die blendenden Finger fielen über die Wälder, Täler, Hügel und Felder hinweg. Sie ließen das wogende Kleid der Bäume goldfarben schimmern.

Ein wunderschönes Bild, ein friedliches Bild, das Malern immer wieder als Motiv gedient hatte.

Aber der Friede war nicht überall.

Innerhalb des Grüns einer intakten Landschaft existierte eine furchtbare Welt, eine Insel, wie sie oft genug von Autoren, die Angst vor dem hatten, was kommen konnte, beschworen worden war.

Ein toter Wald…

Ein Gebiet des Schreckens, des Horrors, der absoluten Leblosigkeit, der ewigen Stille, die nichts Positives an sich hatte. Eine grauenvolle Öde, kein Blatt, keine Knospe. Dafür umgestürzte Bäume oder Äste, die wie braune, tote Arme aussahen, zur Seite hin abstanden mit blattlosen Fingern, die manchmal wie Greifer wirkten.

Ein Gebiet des Todes…

Es hätte in die Kulisse eines Films gepaßt, der den Umwelt-Horror den Menschen drastisch vor Augen halten wollte. Aber dieses Gebilde, auch an die Schreckensbeschreibungen eines Edgar Alan Poe erinnernd, war Realität und befand sich mitten in Wales.

Der braune Boden schien aufgewühlt worden zu sein. An einigen Stellen dampfte er noch, und auch die morgendlichen Nebelschwaden fanden ihren Weg durch das dürre Gestrüpp und vorbei an den modrig wirkenden Baumstämmen.

Hinter dem Wald und an die Kulissenwand eines Theaters erinnernd, strahlte allmählich etwas auf.

Es war der schon heiße Ball der Sommersonne, die sich aus den Tiefen einer anderen Welt oder Zeit allmählich hervorschob und auch vor dem zerstörten Waldstück nicht haltmachte.

Sie schickte ihre Strahlen in den grauen Nebel hinein, so daß er sich zu einer fast strahlenden Wand aufhellte.

Er kam sommertags gegen die Kraft der Sonne nicht an.

Waren die kahlen, braunen und blattlosen Bäume noch vor kurzer Zeit gnädig unter dem Schleier verborgen geblieben, so stachen sie nun stärker hervor.

Allmählich klärten sie ihre Konturen. An manchen Stellen sahen sie aus wie große Scherenschnitte.

Die Strahlen der Morgensonne enthüllten diese zerstörte Welt in all ihrer Grausamkeit und all ihrem Schrecken. Sie zeichnete ein konturenscharfes und exaktes Bild, wie gestochen wirkend und gleichzeitig von einer morbiden und tödlichen Kälte erfüllt.

Ein Wald ohne Leben…

Tatsächlich ohne Leben?

Tiere, die es nicht geschafft hatten, früh genug zu fliehen, lagen tot auf dem Boden. Grau das Fell der Füchse und Rehe, klumpig die Körper der kleinen Vögel.

Und doch bewegte sich etwas innerhalb dieser furchtbaren Welt. Es entstand dort, wo das schwarzbraune und zerfressen wirkende Laub besonders hoch war. Es hatte einen Hügel gebildet, der in Bewegung geriet. Das Laub wurde aufgewühlt, nur entstand dabei kein Rascheln, wie es üblich gewesen wäre. Die einzelnen Blätter klebten aneinander. Zwischen ihnen befand sich ein an dunklen Leim erinnernder Schmierfilm.

Ein Grab im zerstörten Wald, verborgen unter dem ebenfalls fauligen Laub.

Arme und Hände erschienen. Dünn, sperrig, fast hautlos. Was sich da über die Knochen hinwegzog, sah sehr dünn aus, als wäre es in die Länge gezogen worden.

Schultern, ebenfalls sehr knochig, drückten weiteres Laub in die Höhe und schufen Platz für einen Schädel, der an Scheußlichkeit kaum zu übertreffen war.

Haare wuchsen auf der Platte und wirkten wie dünnes, verkohltes Gras, das sich strähnenartig über den Kopf verteilt hatte. Eine hohe Stirn war frei geblieben. Augen lagen tief in den Höhlen. Sie waren ohne Pupillen und sahen aus wie dünne Glaskreise. Eine zerstörte Nase, die nur mehr aus zwei Löchern bestand, zeigte sich oberhalb des lippenlosen Mundes. Die Haut war noch vorhanden, aber so dünn, daß sie mehr an eine Pelle erinnerte, die jemand hart über das Gesicht gespannt hatte.

So sahen Monstren aus…

Das Wesen hatte Mühe, sich aus der Tiefe des Bodens zu schieben. Der Boden schien es festhalten zu wollen, aber es kroch trotzdem höher. Um seine Hüften befand sich ein flatterndes Etwas. Alter Stoff, der vielleicht einmal eine Hose gewesen war.

Mit großer Mühe schaffte es das Wesen, sich aus dem Boden zu drükken. Mit zitternden Beinen, die an dünne, braune Holzstücke erinnerten, blieb es stehen, drehte wie witternd den Kopf und zog den lippenlosen Mund in die Breite.

Der Wald war tot. Doch manchmal kehrt das Tote zurück!

***

Wie immer ärgerte sich Gordon Seymour über die zu enge Garageneinfahrt neben seinem kleinen Haus. Es glich jedesmal einem Glücksspiel, bis er es geschafft hatte, den Wagen in die Garage zu fahren.

Morgens, wenn Seymour zum Dienst in das Amt fuhr, kam er besser voran, aber nach Feierabend hatte er sich schon so manche Schramme am Lack geholt. Zum Glück war der Wagen alt. Wenn er einen neuen kaufte, würde er sich mit der Einfahrt etwas einfallen lassen müssen.

Aber weshalb überhaupt ein neues Auto? Und für wen? Seine Frau war nach dem schrecklichen Ereignis kaum ansprechbar. Sie hatte sich in eine andere Welt zurückgezogen. Zwar lebten die beiden Seymours nach wie vor zusammen, aber es war keine Ehe mehr. Edna ging stets an ihm vorbei, ohne ihn überhaupt zu bemerken. Sie hatte sich zurückgezogen. Ihre Welt war jetzt die Meditation, das Nachdenken, die innere Welt. Sie versuchte, Kontakt mit anderen Wesen aufzunehmen. Sie hatte Wahrsager und Kartenleger besucht. Dabei war ihr Gespartes draufgegangen, doch zu einer Lösung war es nicht gekommen.

Der Zustand seiner Frau hatte natürlich auch auf Gordon Seymour abgefärbt. War er vor einem halben Jahr noch ein fröhlicher Mann gewesen, beliebt bei Kollegen und Bekannten, so glich er jetzt einem Menschen, den schwere Sorgen drückten und der es nicht mehr schaffte, sich in der normalen Welt zurechtzufinden.

Seine Arbeit tat er automatisch, aber er hatte keinen Bock mehr, eine bessere Stellung zu bekommen. Die Paragraphen kannte er auswendig, er arbeitete automatisch und war mit seinen Gedanken nicht mehr bei der Sache.

Auch jetzt nicht, als er auf die Haustür zuschritt. Er sah den abgeblätterten Lack und dachte daran, daß er sie in diesem Herbst hatte streichen wollen.

Es fehlte ihm das Motiv, irgend etwas zu tun. Er würde sich gleich eine karge Mahlzeit zubereiten seine Frau tat es nicht mehr - sich danach eine Flasche Bier nehmen und vor den Fernseher setzen.

Was da lief, bekam er zumeist nicht mit, weil sich seine Gedanken um andere Dinge drehten, aber daran hatte er sich gewöhnt.

Hinter der Tür lag die dunkle Diele. Früher hatte seine Frau immer das Licht eingeschaltet, wenn die dunklen Tage kamen. Heute war es anders geworden.

Sie liebte die Finsternis und zündete, wenn es Zeit wurde, höchstens einige Kerzen an.

Auch jetzt kümmerte sie sich nicht um ihren Mann. Sie saß im Wohnraum und hörte Sphärenmusik.

Sie sollte dazu beitragen, die Seele des Hörenden in eine andere Welt zu schwingen.

Gordon stellte die Aktentasche neben dem Schirmständer ab und ging in die Küche. Als er das Licht einschaltete, war er überrascht, denn Edna hatte ein Abendessen vorbereitet.

Auf einem Teller lagen zwei mit Wurst belegte Sandwichs. In der Warmhaltekanne daneben befand sich frischer Kaffee, sogar ein Messer lag bereit.

Was war in Edna gefahren? Das hatte sie seit Monaten schon nicht mehr getan?

Gordon Seymour schüttelte den Kopf. Aus dem Schrank holte er eine Tasse und goß sie mit Kaffee voll. Auch die Küche wirkte so unnatürlich aufgeräumt, wie schon lange nicht mehr. Er nahm an dem kleinen Tisch Platz, lockerte seinen Krawattenknoten und begann zu essen.

Die Tür hatte er nicht ganz geschlossen. Durch den Spalt drang die Musik des Living-rooms.

Er aß langsam und dachte dabei an nichts. All seine Bewegungen wirkten marionettenhaft, der Blick glitt dabei ins Leere. Nach dem ersten Sandwich war sein Hunger gestillt, aber er horchte auf, als die Musik lauter an seine Ohren drang.

Dazwischen hörte er die Schritte seiner Frau, die einen Moment später die Küchentür aufstieß.

Seymour hob den Blick. Edna war auf der Schwelle stehengeblieben und schaute ihn mit einem Blick an, der sich irgendwie in weite Ferne verloren hatte.

Sie kam nicht in den Raum und erwiderte den Gruß ihres Mannes auch nicht. Starr blieb sie stehen.

Gordon Seymour hätte nie gedacht, daß sich ein Mensch innerhalb kurzer Zeit so verändern kann.

Bei seiner Frau war es geschehen. Sie war in den letzten Monaten nicht allein um Jahre gealtert, sie legte auch keinen Wert mehr auf ihr Äußeres. Die Haare waren grau geworden, das Gesicht eingefallen und schmal, so daß die Nase spitz hervortrat, fast wie bei einem Toten. Wenn sie lächelte, wirkte es wie ein müdes Grinsen. Unter ihren Augen zeichneten sich tiefe Ringe ab.

Sie trug ein langes Kleid, das aussah wie ein Kittel und so weit geschnitten war, als wäre sie in Umständen. Zwei Ketten aus bunten Holzperlen umrahmten ihren Hals. Ein Guru oder Seelenheiler hatte sie ihr vor einiger Zeit geschenkt.

Gordon nickte: »Du hast mir etwas zu essen gemacht?«

»Ja.«

»Weshalb?«

Sie hob die Schultern. »Nur so.« Ihre Stimme klang so flach und tonlos wie immer.

Gordon schob den Teller zur Seite. Er leerte die Tasse und drehte sich

auf dem Stuhl. Die Tür des Kühlschranks stand in Griffweite. Er zog sie auf und fingerte die Flasche Bier hervor. Einen Öffner trug er stets bei sich.

Auf das Glas verzichtete er. Er trank aus der Flasche. Als er sie wieder absetzte, war sie zur Hälfte geleert. »Das tat gut«, sagte er leise.

»Du trinkst zuviel.«

Gordon glaubte, sich verhört zu haben. Er hob den Kopf und schaute Edna aus schmalen Augenschlitzen an. »Das mußt du mir gerade sagen, Edna. Gerade du. Was soll ich denn anderes machen? Oder was bleibt mir anderes übrig, als einen Schluck zu nehmen. Du lebst zwar hier, aber ich habe das Gefühl, als wäre ich allein. Läßt mich links liegen, verkriechst dich in eine Welt, die angeblich die Erfüllung bringt und doch nur Depressionen auslöst. Du bist…«

»Heute auf den Tag ist es genau drei Monate her!« unterbrach Edna die Rede ihres Mannes.

Gordon hatte bereits nach der Flasche greifen wollen. Nun legte er seine Hand daneben auf den Tisch. »Was hast du da gesagt? Was ist genau drei Monate her?«

»Daß Ronny nicht mehr gekommen ist.«

Der Mann schluckte. Er wischte durch sein schütter wirkendes Blondhaar. Verdammt, Edna hatte recht. Und er hatte den Termin vergessen. Wie das nur geschehen konnte, war ihm selbst ein Rätsel.

»Sorry, Edna, aber ich…«

»Ja, du vergißt vieles.«

Seine Stimme nahm bei der Antwort an Schärfe zu. »Ist es ein Wunder bei einer Frau, die sich selbst aufgegeben hat?«

»Ich habe mich nicht aufgegeben!«

»Sondern?«

»Ich suche nur nach anderen Wegen.«

Er lachte hart. »Nach anderen Wegen ist gut. Wo sind diese Wege? *Wo* kannst du sie finden? Oder hast du sie bereits gefunden? Wahrscheinlich nicht, wie ich dich kenne.«

»Alles braucht seine Zeit.«

»Ronny ist tot!« sagte Gordon.

Edna schaute ihn starr an. »Nein, er ist nicht tot. Er kann nicht tot sein, unser Junge.«

»Woher weißt du das?«

»Ich spüre es. Er ist nicht tot. Er lebt, aber eben anders als wir. Das habe ich gefühlt.«

Edna Seymour ließ sich auf keine Diskussion mehr ein. Sie drehte sich um und verließ die Küche.

Ihr Mann hörte, wie sie wieder zurück in das Wohnzimmer ging.

Er ballte die Hände. Seine Frau war nicht mehr zu belehren. Nein,

das schaffte er nicht. Sie würde weiterhin ihren eigenen Weg gehen, und er hatte das Nachsehen.

Er haderte mit dem Schicksal. Der Schweiß brach ihm aus. Im Magen spürte er den Druck. Die Angst war wieder da und ließ sich so leicht nicht verdrängen.

Vielleicht mit einem Schluck Alkohol. Aber das Bier reichte da nicht aus. Er benötigte schärfere Sachen, deshalb stand er auf, trat an den Küchenschrank und griff zielsicher zu einer noch vollen Flasche Whisky. Die nahm er mit in den Wohnraum, der ihm auch heute wieder so fremd vorkam, weil kein elektrisches Licht brannte und seine Frau drei Kerzen angezündet hatte.

Sie standen auf einem runden Tisch, vor dem Edna auf einem Sitzkissen hockte.

Ihr Blick glitt in die Flammen hinein, die sich wiederum in ihren Pupillen spiegelten.

Normalerweise wäre er jetzt hoch in das Schlafzimmer gegangen und hätte sich vor die Flimmerkiste gesetzt, doch an diesem frühen Abend war alles anders.

Monatsgedächtnis…

Drei Monate war es her, daß ihr Sohn nicht mehr zurückgekehrt war. Drei lange Monate, in denen sich das Leben des Ehepaars völlig verändert hatte.

Er nahm in einem der beiden Sessel Platz. Das Sitzmöbel stand schräg vor seiner hockenden Frau, er konnte ihr ins Gesicht schauen, das im Kerzenlicht ungewöhnlich weich wirkte.

Ein Glas hatte er mitgenommen. Während der Whisky hineingluckerte, fragte er: »Du denkst wieder an ihn, nicht wahr?«

»Ja.«

»Er ist tot. Und die anderen sind es auch, Edna.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe seine Leiche nicht gesehen. Niemand hat die Leichen der Jungen gefunden. Für mich ist er nicht tot, er ist nur verschwunden.«

»Und wohin?«

»Irgendwohin.«

»Das ist keine Antwort, Edna. Mach dir nichts vor, wir werden ihn nicht mehr wiedersehen.«

»Du vielleicht nicht, aber ich.«

Gordon Seymour schüttelte den Kopf, setzte das Glas an und nahm einen kräftigen Schluck. Es war kein teurer Whisky. Die scharfe Flüssigkeit brannte in seiner Kehle, als wäre diese aufgerauht worden. Einige Male schüttelte er sich nach dem Schluck, stellte die wieder verkorkte Flasche weg und fragte: »Wie soll es weitergehen, Edna?«

Bei ihrer Antwort schaute sie in die Kerzenflammen. »Ich werde warten, Gordon.«

»Und worauf?«
»Auf ihn. Ich werde auf ihn warten.«
»Wie lange denn?« Spott klang in dieser Frage durch.
»Das kann ich dir nicht sagen, doch ich habe das Gefühl, als würde er zurückkehren.«
»Wenn du meinst.«
»Sag das nicht so.«
»Wie denn?«
Ihre Augen weiteten sich. Vielleicht kam es Gordon auch nur so vor. »Du mußt daran glauben!« flüsterte sie scharf. »Du mußt nur daran glauben, dann kehrt er zurück.«
»Womöglich noch heute nacht, wie?« Er hatte die Frage spöttisch gestellt, aber die Antwort seiner Frau klang sehr ernst.
»Damit rechne ich.«
Gordon wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Da er sich für keinen der beiden Gefühlsausbrüche entscheiden konnte, griff er zur Flasche und schenkte sich wieder ein. Er trank langsam und überlegte sich seine Frage.
»Wie kannst du nur so etwas behaupten, Edna?«
»Weil ich es weiß.«
»Und woher?«
»Intuition. Ich habe gefühlt, daß er sich bereits auf dem Weg zu seinem Elternhaus befindet. Er befindet sich noch weit weg von uns, aber er wird hier erscheinen. Wir sollten ihm einen netten Empfang bereiten.«
»Mein Sohn hat sich drei Monate lang versteckt, dich ebenso wie mich fast zu einem Wrack gemacht, und da soll ich noch jubeln und ihm einen großen Empfang bereiten?«
»Er ist unser Kind.«
»Schon, nur ist er für mich tot. Sie haben doch das Gebiet durchsucht, in dem sich die Gruppe befunden hat. Was fanden sie? Nichts, keine Spuren, nicht einmal die Zelte, nur diesen komischen Wald, bei dem die Bäume die Blätter verloren hatten. Die Wissenschaftler sind gekommen, haben alles untersucht und stehen nach wie vor vor einem Rätsel. Jedenfalls habe ich nichts Gegenteiliges vernommen.«
»Diese Wissenschaftler sind Ignoranten!« erklärte Edna mit fester Stimme.
»Und wieso?«
»Weil sie nur an das glauben, was sie sehen.«
Er neigte sich vor. »So ergeht es mir auch, Edna. Wir stehen schließlich mit beiden Beinen im Leben.«
»Das streite ich nicht ab, Gordon. Auch ich denke so, aber ich weiß, daß es trotzdem noch Dinge gibt, die man nicht sieht, die aber

trotzdem vorhanden sind.«

»Deine Geisterwelt, wie?«

»So ist es.«

Er lachte und schüttelte den Kopf. Gleichzeitig wunderte er sich über die Gesprächigkeit seiner Frau. »Und wo, bitte, finde ich die Geisterwelt, von der du weißt?«

»Überall.«

»Auch hier im Zimmer?«

»Ja, Gordon, wir sind von Geistern umgeben. Du siehst sie nicht, sie zeigen sich nicht. Sie bleiben zurück, sie verstecken sich, sie…«

»Hör doch auf, das ist Unsinn.«

»Nein, es stimmt. Ich habe lange meditiert, ich habe sie gespürt, ich bemerkte sie…«

»Dann mußt du ja auch den Geist unseres Jungen bemerkt haben, oder wie sehe ich das?«

»Dies eben nicht. Und es heißt für mich, daß er noch am Leben ist. Er wird kommen.«

Gordon Seymour lehnte sich zurück. Er preßte seine Handflächen gegen die Wangen und wußte nicht, mit welchen Argumenten er seiner Frau entgegentreten sollte. »Hör mal zu. Nicht nur wir haben einen Sohn verloren, andere Eltern auch. Der Schmerz war schlimm, wir haben uns ja auch getroffen, aber keine Mutter undauch kein Vater reagiert so wie du und redet von einer anderen Welt.«

»Sie haben keine Ahnung. Ja, sie haben nicht einmal den Versuch unternommen, nach dieser Welt zu forschen. Sie nahmen es als Schicksal hin, daß ihre Kinder nicht mehr zurückkehrten.«

»So etwas Ähnliches ist es auch wohl.«

»Ich kämpfte dagegen an.«

»Mit Erfolg?«

»Das werden wir sehen, Gordon. Ich bin fest davon überzeugt, es schaffen zu können.«

»Ich nicht.« Er stand auf. Seine Frau schaute verwundert zu ihm hoch und fragte: »Wo willst du hin?«

»Nach oben. Ich setze mich vor die Flimmerkiste und ziehe mir den Whisky rein. Etwas anderes bleibt einem ja nicht mehr.«

»Du willst ihn nicht empfangen? Ihn in die Arme schließen, wenn er an der Tür erscheint?«

»Nein, das will ich nicht.« Seymour bewegte seinen linken Arm. »Das will ich überhaupt nicht. Ich glaube an diesen verdammten Mist nicht. Das ist mir alles zu blöd, zu dumm, was weiß ich…«

»Du bist ein Mensch, der seinen Sohn nicht liebt!« flüsterte die Frau. »Nein, du liebst ihn einfach nicht. Es ist schlimm, aber eine Tatsache. Du kannst ihn nicht geliebt haben, weil du so reagierst.«

»Hör auf, verflucht. Ich will es nicht mehr hören. Jeden Abend ist es

das gleiche. Entweder schweigst du oder redest so ein dummes, dämliches Zeug. Gute Nacht.«

»Du wirst dich wundern, Gordon«, rief sie ihm nach. »Du wirst dich noch wundern.«

»Ja, meinetwegen.«

Gordon Seymour war sauer. Er fühlte sich von seiner Frau auf den Arm genommen. Als er die Treppe hochstieg, durchwühlten schlimme Gedanken seinen Kopf. Er dachte ans Ausziehen, an Trennung, einfach alles hinschmeißen und liegenlassen.

Im Schlafraum stand der Apparat. Wie immer waren die Betten auch diesmal nicht gemacht. Für so etwas hatte Edna keine Zeit mehr, seit sich ihr Geist in anderen Sphären bewegte.

Gordon Seymour hatte den Kasten so hingestellt, daß er im Bett liegend auf die Mattscheibe schauen konnte. Er warf sein Jackett über einen Stuhl, zog den Schlips ab und auch die Schuhe aus.

Danach ließ er sich auf der Bettkante nieder. Mittels Fernbedienung schaltete er den Kasten ein und sofort um, weil ihn das Gesicht des Nachrichtensprechers störte. Er wollte nicht wissen, was in der Welt passiert war. Unterhaltung war wichtiger, die brachte ihn nämlich auf, andere Gedanken.

Seymour ging die einzelnen Programme durch und hatte schließlich eine Sendung gefunden, die ihm gefiel. Obwohl es sich dabei um einen Schwarzweißfilm handelte, ließ er ihn laufen, denn es war ein Krimi, und er sah den Killer durch ein Treppenhaus gehen. Das Licht fiel dabei auf eine bestimmte Tür, das Ziel des Mörders.

Gordon legte sich zurück. Sein Hinterkopf fand auf der Nackenrolle Platz. Die Luft saugte er durch die Nasenlöcher ein. Der Killer holte eine Lampe hervor und leuchtete das Ziel an. Der helle Kreis fiel auf das Schlüsselloch der Tür.

Der Killer durchquerte den kleinen Flur. Er trat vorsichtig auf, niemand sollte ihn hören. Als er seine Schritte vor der Tür stoppte, holte er keine Waffe aus der Tasche, sondern einen krummen Gegenstand aus Metall. Er hatte Ähnlichkeit mit einem Dietrich.

Den schob er in das Schloß. Seymour wußte genau, was kam. Der Killer würde einige Zeit herumbohren, damit die Spannung für den Zuschauer stieg. Wenn sich die Tür öffnete, würde ein Knarren erklingen, das Opfer aber nichts merken…

Gordon war überrascht, daß der Killer die Tür bereits so schnell aufgezogen hatte. Er drückte sie nach innen, sie gab auch ein Geräusch ab, nur irritierte dieses Geräusch den liegenden Zuschauer.

Es hatte sich genauso angehört wie seine Haustür. So einen Zufall gab es nicht.

Er stellte den Ton ab.

Plötzlich interessierte ihn auch nicht mehr der Killer. Durch die

offenstehende Schlafzimmertür drangen die Geräusche aus dem Erdgeschoß zu ihm hoch. Er glaubte sogar, Schritte zu hören, aber die Stimme seiner Frau übertönte diese Laute.

Seymour fragte sich, wer sie um diese Zeit noch besuchte. Nach dem Verschwinden des Jungen waren noch die Nachbarn gekommen. Teils aus Neugierde, andererseits aus Mitleid, aber die Menschen hatten sich zurückgezogen, als sich Ednas Zustand immer mehr verschlimmerte. Sie hatten dann keinen Besuch mehr bekommen und waren unter sich geblieben.

Plötzlich rieselte es kalt seinen Rücken hinab. Hatte Edna nicht davon gesprochen, daß Ronny in dieser Nacht zu ihnen zurückkehren würde? Quatsch, Unsinn, nicht möglich.

Und wenn doch?

Durch seinen Körper, lief ein Kribbeln. Es war ein Beweis für seine Unsicherheit und der gleichzeitigen Furcht. Bei ihm kam eben alles zusammen.

Noch saß er auf der Bettkante. Das änderte sich wenig später, als er auf möglichst leisen Sohlen in Richtung Tür ging.

Um über die Schwelle treten zu können, mußte er die Tür ganz aufstoßen. Leider geschah dies nicht lautlos. Er hoffte nur, daß die Geräusche nicht auch eine Etage tiefer zu hören waren.

Im Flur blieb er stehen. Mit einem Schritt konnte er die Treppe erreichen und schaute die Stufen hinab in die dunkle Diele, die nur an ihrem linken Ende erhellt wurde, weil dort der Restschein des Kerzenlichts aus dem Wohnraum hinfiel.

Er lauschte, hörte auch das Sprechen und ein leises Stöhnen oder schweres Atmen, aber noch immer wußte er nicht, wen seine Frau da empfangen hatte.

Seymour hielt es nicht länger aus. Er wollte und mußte einfach selbst nachschauen.

Die Stufen ging er tatsächlich nur auf Zehenspitzen hinab und hielt sich am Rand, nicht weit vom Geländer entfernt, das er hin und wieder sogar berührte.

Seine Frau und ihr Besucher kümmerten sich nicht um ihn. Wahrscheinlich hörten sie ihn auch nicht. So gelangte er in den unteren Flur, wo er sich nach links drehte.

Rechts lag die Haustür. Sie war wieder verschlossen. Nicht einmal die Außenlampe leuchtete.

Aus dem Wohnraum klangen die Geräusche. Das Flüstern seiner Frau und ein ungewöhnliches Stammeln, als wollte jemand unter allen Umständen sprechen, obwohl er es nicht konnte.

Hin und wieder waren auch keuchende Laute zu vernehmen, ein Knurren ebenfalls, als wäre der Besucher ein Hund oder irgendein anderes Tier.

Gordon Seymour wollte es genau wissen. Die Lippen hielt er zusammengepreßt und bemühte sich auch, nicht zu schwanken, denn der Whisky hatte ihn leicht angeschlagen.

Neben der Tür und noch in der Flurecke blieb er stehen, drückte nur seinen Kopf nach vorn, um in das Zimmer hineinschauen zu können.

Er hätte gern Licht gemacht, aber auf einmal war alles anders. Da hatte er den Eindruck, Mittelpunkt eines fürchterlichen Alptraums zu sein. Seine Frau stand noch im Zimmer, nicht einmal weit von den drei aufgestellten Kerzen entfernt, so daß sie noch von deren Schein erwischt wurde.

Sie stand nicht allein. Edna hielt etwas in den Armen, das kein Mensch und auch kein Tier war.

Aber eine Mischung zwischen beidem.

Ein Monster!

Ihr gemeinsamer Sohn!

***

Gordon Seymour stand da, ohne sich zu rühren. Dann ging er zurück. Im Flur erst drehte er sich um, weil er in die Küche laufen wollte. Er tat alles automatisch, seine Bewegungen waren hölzern geworden. Den oberen Küchenschrank öffnete er und griff hinein. Es gab gewisse Dinge, die immer so lagen, daß er sie auch im Stockfinstern finden konnte. Und die Kamera mit der Automatik und dem eingebauten Blitzlicht gehörte ebenfalls dazu.

Er nahm sie an sich. Ein Eierbecher wurde berührt und rutschte hervor. Instinktiv fing Seymour ihn auf und stellte ihn zur Seite. Er drehte sich um, die Schranktür blieb offen, aber die Kamera nahm er mit. Der Mann wunderte sich nicht einmal darüber, daß er so unnatürlich normal auf diesen Schrecken reagierte. Sein Unterbewußtsein steuerte ihn. Auch als er die Küche verließ, sah er so aus wie jemand, der noch immer ferngelenkt daherschritt.

Er ging den gleichen Weg zurück und visierte dabei das alte und neue Ziel an.

Seine Frau unterhielt sich mit dem Monstrum. Sie sprach auf dieses Wesen ein und redete es mit Ronny an.

Seymour verzog das Gesicht. Ronny? Nein, das war nicht Ronny. So konnte kein Mensch aussehen, so nicht.

An der Tür blieb er stehen und hob die Kamera in Augenhöhe. Er schaute durch den Sucher. Die Lampe, die anzeigte, daß der Blitz aufgeladen war, leuchtete als gelber Punkt.

Sein Finger tastete sich über den Rand der Kamera bis zum Auslöseknopf. Er brauchte ihn nur ganz leicht zu drücken. Dieser Knopf glich fast einer Sensortaste.

Das Monstrum und seine Frau hatten ihre Haltung noch immer nicht

verändert. Nach wie vor hielt sie dieses Wesen umschlungen, wiegte sich mit ihm im Takt und wandte dem Besucher an der Tür das Profil zu.

Auch das Monstrum sah Gordon im Profil. Eine flache Schnauze, in die der Mund einen breiten Halbmond in die Seite geschnitten hatte. Das alles bekam er mit.

Bis auf einen an der Hüfte hängenden Fetzen war das Wesen nackt. Es besaß Haare wie dünner Draht. Die Haut war braun, sehr dünn, so daß sie Papier gleichkam.

Überlang wirkten die Arme, die das Wesen um den Körper der Frau geschlungen hatte.

Ein schreckliches Bild, das Gordon festhalten mußte. Seine Frau war wie von Sinnen. Sie hatte einen völlig anderen Blick bekommen, nach innen gekehrt. Er paßte zu dem entrückten Gesichtsausdruck.

Aus dem Lautsprecher wehten noch immer die Sphärenklänge. Sie umschmeichelten mit ihren Tönen die beiden so unterschiedlichen Gestalten, und Edna bewegte auch die Lippen.

Gordon mußte sich schon anstrengen, um ihre Worte überhaupt verstehen zu können. Edna wiederholte ständig einen Satz.

»Mein Ronny! Mein Sohn ist zurückgekommen. Ich wußte es genau. Mein Ronny! Mein Sohn ist…«

Seymour hörte nicht mehr hin. Diese Worte waren einfach fürchterlich. Sein Finger lag auf dem Auflöser.

Ein minimaler Druck reichte aus.

Selbst als das Blitzlicht aufflammte, kümmerten sich die beiden nicht darum. Edna schielte zwar zu ihrem Mann herüber, sie nahm ihn jedoch nicht weiter wahr, und so konnte Gordon mehrere Aufnahmen kurz hintereinander schießen.

Dann zog er sich zurück.

Rückwärts ging er in den Flur. Seinen Mantel nahm er noch von der Garderobe. Er legte ihn über den Arm, öffnete die Haustür und spürte den scharfen Herbstwind, der, zusammen mit dicken Regentropfen, in sein Gesicht fuhr. Wie von Furien gehetzt, rannte er über den Gehsteig der kleinen Siedlung. Sein Herz hämmerte, der Boden schwankte und wankte. Die Laternen führten einen regelrechten Tanz auf, und fast wäre er gegen einen Pfahl gelaufen.

Irgendwann blieb er stehen und begann zu schreien. Er brüllte sich fast die Kehle aus dem Leib, bis er sich wieder zusammenriß und weinend in die Nacht hineinstolperte.

Die Kamera, in der sich der fürchterliche Beweis befand, hielt er umklammert, als hinge sein Leben daran…

***

Es gab keinen Zweifel: Der Herbst hatte auch in diesem Jahr Einzug

gehalten.

Wochenlang hatte sich das Wetter gehalten. Ein Jahrhundertherbst hatte über Europa gelegen. Von Schweden bis hin zu den Alpen, und auch wir auf der Insel hatten etwas davon mitbekommen.

Aber Mitte Oktober war die Pracht vorbei. Da brachte der Atlantik den Wind, die Wolken und auch den Regen mit, so daß die Bäume geschüttelt wurden und das Laub durch die Luft taumelte wie altes Papier, das niemand mehr haben wollte.

An bestimmten Stellen, wo sich der Wind fing, wurde es hingeweht und blieb auf den feuchten Fahrbahnen kleben, so daß Autofahrer sehr vorsichtig sein mußten, weil nasses Laub ähnlich gefährlich ist wie Glatteis.

Es war die Zeit, wo ich früher aufstand, um pünktlich im Büro zu erscheinen. Da war die Innenstadt am Morgen noch verstopfter, und die Menschen reagierten auch mürrischer.

Hinter meinem Freund Suko und mir lag ein heißer Fall. Die Geheimwaffe Ghoul wäre fast zu unserer Abschiedsvorstellung geworden, hätte es nicht den unsichtbaren CIA-Agenten Mark Baxter gegeben, der uns zweimal das Leben gerettet hatte.

Island war vorbei, das Treffen der beiden mächtigsten Männer der Welt hatte auch nichts gebracht, aber die Gefahr der Ghouls war vorerst gebannt worden.

Andere Aufgaben warteten. Welche es waren, wußte ich noch nicht. Ehrlich gesagt, hatte ich auch keine große Lust, bei diesem Wetter das Büro zu verlassen. Da machte sogar das Aufarbeiten alter Akten mehr Spaß, als durch die Gegend zu turnen.

Suko saß neben mir.

Ein in sich gekehrter und schweigender. Suko, der seinen Gedanken nachhing, die sich um Shao drehten, denn sie war ihm praktisch genommen worden. Äußerlich hatte sich Suko zwar von diesem Schock mittlerweile erholt, in seinem Innern jedoch sah es nach wie vor aus wie in einem leeren Tunnel, wie er mir einmal anvertraut hatte.

Auf dem Schoß des Chinesen lagen Zeitungen. Er hatte nicht einmal hineingeschaut.

Stop an go hieß die Devise. Ich hatte mir mittlerweile gute Nerven zugelegt und wartete geduldig ab, bis sich die Schlange vor dem Rover in Bewegung setzte.

Zum Glück fuhren die Leute vorsichtig. Laub und Regen hatten die Straßen verdammt glitschig gemacht.

Manchmal brachte der Wind die Regenböen mit. Er schleuderte die Massen schräg über die Straße, und wir hörten sie jedesmal gegen die Karosserie hämmern.

Die hellgraue Wolkendecke lag wie ein breites Band über der Stadt.

Es gab auch keinen Hinweis darauf, daß sie sich auflösen würde. Irgendwann erreichten wir doch unser Ziel. Es wurde noch immer gebaut. Ein Teil des Yard Building war mit einem Gerüst verkleidet worden, vor dem eine Plane hing, die im Wind knatterte.

Ich fand den üblichen Parkplatz, schnappte mir den Burberry und lief geduckt auf den Hintereingang zu.

An der Tür stieß ich fast mit einem Kollegen zusammen, der nach draußen wollte.

»Scheiß Wetter, wie?«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Und ich muß raus.«

»Wohin denn?«

»Eine Rauschgiftsache.« Er grinste schief. »Und keine Geister, die ich jagen soll.«

»Viel Spaß denn.«

»Gleichfalls.«

Suko stand bereits an der Lifttür und wartete auf mich. Gemeinsam fuhren wir hoch.

»Hast du schon gefrühstückt?« fragte ich ihn.

»Nein.«

»Aber du mußt etwas essen.«

Er winkte ab. »Es geht auch ohne. Das heißt, wahrscheinlich hat mir Glenda etwas mitgebracht.«

»Falls sie schon im Büro ist.«

»Die doch immer, John.«

Suko hatte recht. Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, hielt sich bereits im Büro auf. Sie strahlte uns an, als stünde der Frühling vor der Tür.

»Na, ihr beiden Helden, hat Island euch entlassen?«

»Sicher.« Ich warf den Mantel über den Haken. »Und kein Geysir hat uns verschluckt.«

»Ihr seid eben unbekömmlich.«

Ich deutete auf ihre grünweiß gestreifte Bluse. »Neu?«

»Ja, die Hose auch.«

Sie paßte in der Farbe zur Bluse und bestand aus breitem Cord. Der glänzte, als hätte man ihn mit einer Seife behandelt. Die Hose war an den Oberschenkeln ausgestellt und lief zu den Knöcheln hin eng zu.

Glenda reichte Suko das mitgebrachte Sandwich. »Ich habe an dich gedacht. Kaffee und Tee sind auch schon soweit. Ihr könnt euch in euer Büro setzen. Ach noch was«, fügte sie hinzu. »Dort wartet übrigens jemand auf euch schon fast zehn Minuten.«

»Wer ist es denn?« fragte ich.

»Laß dich überraschen, John.«

»Sir James?«

»Komm endlich«, sagte Suko. »Ein Ghoul wird es bestimmt nicht sein.«

Glenda lachte. »Nein, so sieht der Besucher nicht aus. Ich kann mir ihn auch schlecht als Ghoul vorstellen.«

Suko betrat das Büro als erster. Ich folgte ihm achselzuckend und sah einen Mann auf der Schreibtischkante sitzen, der braunes Haar hatte und lässig gekleidet war. Sein Grinsen war schon provozierend. Es paßte zu den Worten, mit denen er uns begrüßte: »Da sieht man mal wieder, wann die Beamten anfangen zu arbeiten. Ich warte hier schon…«

»Hör auf, du alter Schwätzer«, sagte ich und reichte meinem Freund Bill Conolly die Hand. »Es ist doch die große Ausnahme, daß du schon so früh auf den Beinen bist. Normalerweise liegst du doch bis zum Mittag im Bett.«

»Das ist eine Verleumdung, John. Nimmst du das zurück?«

»Nein.«

Bill lachte. »Okay, dann ist für mich die Sache erledigt.«

»Spaßvogel.« Ich schob ihm mit dem Fuß den Besucherstuhl zu. »Hier setz dich. Mein Schreibtisch soll schließlich sauber bleiben.«

»Das sage ich Sheila. Die Hose ist frisch aus der Reinigung gekommen.«

»Ah, deshalb sitzt sie so eng. Oder bist du etwa dicker geworden? Ja, ja, das faule Leben hinterläßt eben seine Spuren, wenn man in die Jahre kommt.«

Glenda erschien mit Kaffee und Tee. Die Tassen standen auf einem Tablett. Sie gruppierten sich um die silbrig glänzende Warmhaltekanne. »Es wird bestimmt eine längere Sitzung«, erklärte sie. »Ich habe euch eine Kanne mit Kaffee gekocht.«

»Du bist doch die Beste«, lobte sie Bill.

Glenda drohte ihm. »Laß das nur nicht deine Frau hören, Bill Conolly.«

»Das kann sie ruhig. Wir wissen beide, was wir an uns haben.«

Selbst Suko lachte und biß dabei in das Sandwich. Er war beschäftigt, so widmete ich mich meinem Kaffee und unserem Besucher Bill Conolly. »Bist du nur gekommen, um uns zu kontrollieren? Oder hat dein Besuch andere Gründe?«

»Andere.«

»Und die wären?«

»Trink erst mal einen Schluck.« Bill tat das gleiche. Danach griff er in die Seitentasche und holte eine zusammengefaltete Zeitungsseite hervor, die er knisternd neben seiner Kaffeetasse glattstrich.

Ich hatte mich schon zur Seite gebeugt, konnte aber nichts lesen. »Gib mal her.«

Bill reichte mir die Seite. »Ich habe sie einer Waliser Zeitung

entnommen. Dem Berwyn Chronicle.«

Mein Blick war sofort auf das Bild gefallen, deshalb gab ich dem Reporter keine Antwort.

Es war eine Aufnahme, die aus einem Film hätte stammen können. Eine Frau wurde von einem Wesen festgehalten, das ich als Mittelding aus E. T. und einem Affen empfand. Allerdings mußte das Gesicht von einer nahezu widerwärtigen Häßlichkeit sein, das konnte ich sogar trotz der Profilaufnahme erkennen.

Der Schreiber hatte den Artikel reißerisch aufgemacht. »Vater fotografiert sein Kind als Monster!« las ich halblaut vor. Danach die Unterzeile. »Der Schrecken im Hause Seymour.«

»Na und?« fragte ich und schaute Bill dabei an. »Ein Gag, nicht wahr?«

Bills Gesicht war sehr ernst. »Leider ist das wahr.«

»Woher weißt du das?« fragte Suko, der mir über die Schulter blickte und sein Frühstück verspeist hatte.

»Lest den Bericht.«

Wir lasen ihn und wurden dabei wieder an einen Fall erinnert, der vor ungefähr drei Monaten England erschüttert hatte. Da waren sechs Pfadfinder samt ihres Führers verschwunden. Es hatte in der Sommerzeit die wildesten Gerüchte über diesen Fall gegeben. Nicht wenige vertraten damals die Ansicht, daß Wesen von einem fremden Stern gekommen waren und die Menschen aus einer einsamen Waliser Gegend entführt hatten. Man hatte auch Spuren gefunden. Ein fast völlig zerstörter oder verbrannter Wald.

Das alles wurde in dem Artikel noch einmal aufgewärmt und mit dem Erscheinen des Jungen in Verbindung gebracht. Ronny sollte er heißen.

Ich legte die Story weg. »Wer sagt mir eigentlich, daß der verschwundene Ronny und dieses komische Wesen identisch sind?«

»Sein Vater.«

»Hat er die beiden gesehen?«

»Nicht nur das, John, er schoß auch die Aufnahme.«

Ich legte die Stirn in Falten. »Und die ist echt?«

»Jawohl. Ich habe mich erkundigt und mit dem Chefredakteur der Zeitschrift telefoniert.«

»Nun ja«, sagte ich und dachte nach. In mein Nachdenken hinein tropften Sukos Worte. »Ich bin der Meinung, daß wir uns das Gebiet, in dem die Kinder verschwunden sind, einmal näher anschauen sollten.«

»So arbeitseifrig?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Im Gegensatz zu dir habe ich keine Lust, nur im Büro zu hocken.«

»Okay.« Ich wandte mich wieder an Bill. »Du hast aber nicht mit dem

Vater gesprochen?«
»Nein. Wir könnten ihn aber interviewen.«
»Da will jemand mit.«
»Und wie?«
Ich wechselte das Thema. »Wo befindet sich dieses kleine Monstrum jetzt? Ist es wieder gegangen? Lebt es vielleicht noch bei seinen Eltern? Unter Umständen muß man mit allem rechnen.«
Mein Freund hob die Schultern. »Ja, da bin ich überfragt. Das alles wird sich herausfinden lassen, wenn wir hinfahren.«
»Wir müßten nach Wales.«
»Genau. Und zwar in die Nähe des Bala Lake, wo die Berge beginnen. Da befindet sich auch dieser abgestorbene Wald, in dem die Pfadfinder verschwunden sind.«
Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte dabei nach. »Mal eine andere Frage. Könnte es möglich sein, daß der tote Wald etwas mit dem Auftauchen dieses Monstrums zu tun hat?«
»Vielleicht.«
»Man muß ihn doch untersucht haben. Ich habe das damals kaum mitbekommen, weil mich andere Dinge interessierten. Suko erging es ebenso. Daß ein Wald mitten im Sommer stirbt, ist verdammt ungewöhnlich, auch in einer Zeit der Atomkraftwerke und des sauren Regens.«
»Finde ich auch«, stimmte mir Bill Conolly zu. »Man hat auch Wissenschaftler losgeschickt, die das Gebiet untersuchten.«
»Wie sah das Ergebnis aus?«
Der Reporter hob die Schultern. »Nichts Genaues weiß man oder will man wissen.«
»Was meinst du damit?«
»Man hüllt sich in Schweigen. Die Verantwortlichen rücken nicht mit einer Auskunft heraus.«
»Wer hat das Gebiet untersucht?«
»Eine Expertenkommission der Uni London. Unter Führung von Professor van Dyken.«
»Von dem Mann habe ich gehört. Der ist auch für die Industrie tätig und scheint mir ein wenig befangen zu sein.«
»Exakt, John. Der hält wahrscheinlich die Ergebnisse zurück. Wenn ja, steckt er sicherlich mit den Leuten, die man als Verursacher bezeichnen kann, unter einer Decke.«
»Denkst du dabei an die Industrie?«
»Zunächst. Hinweise auf dämonische Aktivitäten bei der Waldvernichtung sind wohl nicht gegeben.«
»Aber die Folgen haben wir gesehen«, sagte Suko.
»Ja, leider.«
Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Bevor wir tatsächlich

in Richtung Wales fahren, will ich mich mit diesem Professor van Dyken unterhalten.«

»Er wird sich dir gegenüber sperren, John.«

Ich hob die Schultern. »Kann sein, aber es gibt zum Glück noch Sir James, der ja auch einigen Einfluß hat.«

Bill grinste. »Sollen wir zu dritt zu ihm und versuchen, ihn zu überzeugen?«

»Dafür wäre ich.« Bei meiner Antwort hielt ich bereits den Hörer in der Hand.

»Ich wollte Sie sowieso anrufen, John«, hörte ich nach dem Morgengruß die Stimme meines Chefs.

»Wegen der Island-Sache, die…«

»Wir knobeln bereits an einem anderen Fall, der ebenfalls danach riecht, als würde er große Dimensionen annehmen.«

»Okay, ich erwarte Sie dann.«

Als wir zu dritt Sir Powells Zimmer betraten, bekam dieser noch größere Augen hinter seinen Brillengläsern. »Welch eine große Besatzung!« sagte er erstaunt.

»Mächtige Dinge werfen eben ihre Schatten voraus«, erklärte Bill, immer mit dem Mundwerk vorneweg.

»Dann nehmen Sie mal Platz.«

Bevor wir saßen, schob Bill dem Superintendenten noch den Zeitungsartikel über den Schreibtisch.

»Bitte, lesen Sie sich den Bericht zuvor durch, Sir. Danach können wir sprechen.«

Sir James ließ sich Zeit. Er las den Bericht sogar zweimal. Als er ihn zur Seite legte, war sein Gesicht ernst geworden. Dann nickte er uns zu. »Ich habe natürlich von den furchtbaren Ereignissen gehört, die sich vor ungefähr drei Monaten abgespielt haben. Jetzt dieses Bild, das eines der Kinder zeigen soll. Sie haben den Ausschnitt gebracht, Mr. Conolly. Sind Sie der festen Überzeugung, hier keinem Schwindel aufgesessen zu sein?«

»Das bin ich.«

»Und wer hat das Bild in die Zeitung lanciert?«

»Es war der Vater selbst.«

»Mit dem Sie allerdings noch nicht gesprochen haben…«

»Richtig.«

Ich kam auf das Waldsterben zu sprechen und auf mögliche Verursacher. Auch der Name van Dyken fiel.

»Ich kenne ihn«, erklärte Sir James.

»Das haben wir uns gedacht. Deshalb möchte ich Sie bitten, da nachzuhaken. Wie ich von Bill Conolly hörte, soll sich der Professor sehr verschlossen gezeigt haben.«

»Das wundert mich.«

»Es ist aber so, Sir.«

Der Superintendent ließ sich von Glenda die Telefonnummer des Professors heraussuchen und rief anschließend in der Uni an. Man erklärte ihm, daß der Professor nicht zum Dienst erschienen sei und wahrscheinlich private Studien betrieb. Die Telefonnummer bekam Sir James auch, aber er hatte keinen Erfolg.

»Er scheint nicht anwesend zu sein.«

Wir schauten uns an. »Hin möchte ich auf jeden Fall«, murmelte ich.

»Dann bleibe ich hier«, sagte Suko. »Du wolltest den Rover noch überprüfen lassen. Ich erledige das für dich.«

»Gut, und ich begleite dich.« Bill Conolly stand schon auf. Er hatte es plötzlich eilig.

»Über die Island-Sache werden wir noch reden müssen«, erklärte Sir James. »Die Russen geben sich sehr erschreckt, weil sich ein fremder Vogel in ihrem Geheimdienstnest befunden hat.«

»Das kann ich mir vorstellen. Dieser Topol war ein…« Ich winkte ab. »Na ja, lassen wir das, er lebt nicht mehr.«

Aus dem Büro holte ich noch den Mantel. Glenda schimpfe, daß wir die Kanne nicht geleert hatten.

»Suko kann ihn trinken«, rief Bill.

»Noch etwas. Sheila hat angerufen.«

»Was wollte sie denn?«

Glenda lächelte hämisch. »Ich soll dich fragen, ob du zum Mittagessen wieder zu Hause bist.«

Ich mußte laut lachen, weil Bill plötzlich die Augen verdrehte und gegen seine Stirn schlug. »Meine Güte, hat die Sorgen.« Er schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht.«

»Was soll ich ihr denn sagen? Sie hat schließlich ein Recht darauf, es zu erfahren.«

»Sag ihr, daß ich zum Mittagessen komme. Aber frühestens in einer Woche.«

»Das mußt du ihr selbst sagen.«

Bill hörte die zweite Hälfte des Satzes nicht mehr, denn wir hatten das Büro bereits verlassen.

Es schüttete.

***

Hinzu kam der Wind, der die Wassermassen schräg durch die Stadt peitschte und an den Zweigen der Bäume rüttelte. Bill hatte seinen Wagen etwas entfernt geparkt. Wir waren fast naß, als wir den Porsche erreichten und uns zusammenfalten mußten, um in den engen Wagen zu klettern.

»Meine Güte«, stöhnte ich. »Die Karre ist ja eng wie eine Sardinenbüchse.«

»Hör auf zu meckern, Alter. Du bist doch nur neidisch, daß du nicht so einen Wagen fährst.«

»Das nicht.«

Wir reihten uns in den fließenden Verkehr ein. Der Professor wohnte im vornehmen Mayfair, wo die Häuser noch groß, alt und solide sind. Oft liegen sie eingeschlossen von großen Parks. Auch das Haus des Professors lag etwas versetzt in einer kleinen Seitenstraße, wo das Laub eine glatte Schicht bildete. Das Grundstück war nicht von einer Mauer umgeben. Wir konnten von der Straße in die Auffahrt rollen. Auf dem Asphalt lag das Laub. Schon bald klebte es an unseren Reifen. Bill bremste vorsichtig ab und stellte den Wagen neben einen Honda Prelude. Aus dem Haus trat eine Frau.

Sie trug einen hellen Regenmantel. Ihr Haar schützte ein knallrotes Kopftuch.

Nur kurz warf sie uns einen Blick zu, als wir ausstiegen. Dann stieg sie in den Honda und dampfte ab.

Der Professor wohnte in dem viereckigen, mit Stuck und Mauervorsprüngen beladenen Kasten nicht allein. Auf dem Klingelbrett - es bestand aus Messing und schimmerte dunkel - lasen wir noch drei andere Namen. Der Professor wohnte zwischen den beiden in der ersten Etage.

Das Haus war alt, die Tür ebenfalls, und sie schloß nicht mehr richtig. Bill hatte es mit seinen Argusaugen entdeckt. Er drückte sie auf. Ein halbdunkler, sehr breiter Flur gähnte uns entgegen. Im Hintergrund sahen wir eine ebenfalls breite Treppe aus Stein oder Marmor, der ein wenig glänzte, weil mattes Licht durch die Butzenscheiben eines höherliegenden Flurfensters fiel.

In normaler Schrittfolge gingen wir die Treppe hoch. Bill hatte die Führung übernommen, ich hielt mich hinter ihm und stoppte in der ersten Etage vor einer sehr breiten, sogar zweiflügeligen Tür mit einem Glaseinsatz in der oberen Hälfte.

Auch der Klingelknopf leuchtete messingfarben. Ich vergrub ihn unter meinem Daumen und hörte im Innern der Wohnung die Glocke anschlagen. Mehr aber nicht.

Bill hob die Schultern. »Keine Schritte, keine Stimmen, der Professor scheint nicht da zu sein.«

»Leider.«

»Was jetzt? Sollen wir warten?«

Ich schaute auf meine Uhr. »Irgendwie habe ich das Gefühl, rasch nach Wales kommen zu müssen. Da hält die Warterei hier nur auf.«

Bill verzog den Mund. »Meiner Ansicht nach ist es wichtig, mit van Dyken zu sprechen.«

Ich klingelte noch einmal. Abermals vernahmen wir keine Reaktion. Es blieb in der Wohnung still.

Wir hatten keine rechtlich Handhabe, die Tür zu öffnen. Als eine Etage tiefer die Haustür aufging, wandten wir uns ab.
»Vielleicht ist er das«, meinte Bill. »Laß uns mal warten.«
Er war es nicht. Dafür kam eine Frau, die fast so breit wie groß war, einen Topfhut trug und uns anschaute, als wollte sie uns im nächsten Augenblick fressen. »Wollen Sie zum Professor?« fragte sie.
Bill setzte sein bekanntberüchtigtes Lächeln auf. »Wenn Sie nichts dagegen haben…«
»Habe ich aber.«
»Und weshalb?«
»Der Professor ist nicht da«, erklärte die Frau lakonisch.
»Aber Sie dürfen in die Wohnung und haben sogar einen Schlüssel.« Sie hielt ihn bereits in der Hand.
»Natürlich. Ich bin seine Zugehfrau und komme jeden Morgen, um aufzuräumen. Jetzt lassen Sie mich vorbei und meine Arbeit tun.«
Wir hoben die Schultern. Da war nichts zu machen. Die Frau konnte uns den Zutritt zu der Wohnung verbieten. Da sie zwei Taschen trug, ließ sie die Tür offen. Sie betrat einen nicht sehr langen, dafür breiten Flur, wandte sich nach links, stellte die Taschen ab und blieb vor einer Einbauschranktür stehen.
Wir schauten in die Wohnung hinein. Der Geruch von kaltem Pfeifentabak strömte uns entgegen.
»Einen Durchsuchungsbefehl müßte man haben«, stöhnte Bill Conolly neben mir.
»Was hoffst du zu finden?«
»Weiß ich auch nicht. Mir ist der Professor irgendwie suspekt.«
»Sie sind ja immer noch da«, beschwerte sich die Putzfrau. »Da Sie schon mal an der Tür stehen, könnten Sie die auch schließen. Aber von außen!« fügte sie hinzu.
Ich griff zur Klinke.
Die Putzfrau ebenfalls. Nur öffnete sie die Tür des eingebauten Wandschranks, um ihre Arbeitsutensilien hervorzuholen.
Wir hörten den gellenden Schrei und sahen beide, wie der Zugehfrau aus dem Schrank ein Toter entgegenkippte…

***

Die Putzfrau war so überrascht, daß sie nicht einmal zur Seite ging, stehenblieb, sogar in einer Reflexbewegung die Arme ausstreckte und die Leiche auffing.
Sie stand da, zitterte, jammerte und flüsterte unverständliche Worte.
Rasch nahmen wir ihr die schaurige Last ab. Wir legten den Toten behutsam zu Boden. Er trug noch seinen Morgenmantel. Der Killer mußte ihn sehr früh erwischt haben, vielleicht direkt nach dem Frühstück. Auf der blauen Seide des Kleidungsstücks war der rote

Fleck ausgelaufen und handtellergroß. Das Blut hatte seinen Weg aus einer Stichwunde in Höhe des Herzens gefunden.

Der Mann war erstochen worden.

Bill blieb neben ihm knien. Ich wandte mich an die schreckensbleiche Putzfrau. »Ist das der Professor?« fragte ich leise.

Sie nickte nur.

Da sie jeden Moment zusammenbrechen konnte, besorgte ich ihr einen Stuhl, den ich so hinstellte, daß sie den Toten nicht im Blickfeld hatte.

Bill schaute zu mir hoch. »Soweit ich das feststellen kann, war es ein glatter Stich, John.«

»Ausgeführt von einem Profi?«

»Bestimmt.«

Ich schaute mich um. »Weshalb hat der Mörder den Toten gerade in diesem Wandschrank versteckt?« murmelte ich und gab mir selbst die Antwort. »Weil er ihn hier erwischt hat und nicht erst in die Wohnung gegangen ist.«

»Aber wir werden hineingehen.«

»Sicher, Bill.«

Der Reporter schloß noch die Tür, dann folgte er mir. Die Zugehfrau weinte leise vor sich hin.

Wir konnten fünf Zimmer durchsuchen und stellten fest, daß vor uns schon jemand hier gewesen sein mußte. Zwar herrschte keine Unordnung, aber es gibt gewisse Dinge, an denen der Fachmann erkennt, daß eine Wohnung durchsucht worden ist.

Die Schubladen der Kommoden und vor allen Dingen der beiden Schreibtische waren nicht ganz verschlossen. Auf den Platten lagen die Unterlagen nicht akkurat, und Bill Conolly deutete auf das Telefon. »Willst du deine Kollegen anrufen?«

»Natürlich.«

Bill grinste. »In der Zwischenzeit sehen wir uns etwas um.«

»Und wie.«

Aber wir fanden nichts, was auf ein Mordmotiv hingedeutet hätte. Vor allen Dingen keine Unterlagen über die Untersuchung, die der Professor durchgeführt hatte. Auch einen Safe entdeckten wir nicht, obwohl wir die Bilder zur Seite schoben.

»Entweder hat der Killer alles mitgenommen, oder van Dyken hatte tatsächlich nichts hier«, sagte Bill.

»Er wird alles in seinem Kopf gehabt haben.«

»Meinst du?« Bill sprach weiter. »Jedenfalls muß er doch etwas gewußt haben, das nicht ans Licht der Öffentlichkeit dringen sollte. Da hat ihm jemand einen Killer geschickt. Fragt sich nur, wer das getan hat?«

Ich hielt wieder den Hörer in der Hand, weil ich Sir James anrufen

wollte. »Vielleicht diejenigen, für die van Dyken gearbeitet hat.«
»Die Industrie?«
Ich hob die Schultern und wählte die Nummer des Superintendenten. Sir James war erschüttert, als ich ihm vom Ableben des Professors berichtete. Er mußte sich erst fangen. Nach einer Weile meinte er: »Ich glaube, John, Sie haben recht. Da scheint mehr dahinterzustecken, als ich bisher zugeben wollte.«
»Sieht mir auch so aus.«
»Bleibt es bei Ihrer Fahrt nach Wales?«
»Jetzt erst recht.«
»Kommen Sie vorher noch vorbei?«
»Sicher. Ich warte nur das Eintreffen der Mordkommission ab.«
»Gut, wir sehen uns dann.«
Nach dem Gespräch suchte ich Bill. Der war in den Flur gegangen und sprach mit der Zugehfrau, die nur einsilbige Antworten gab und sich nichts erklären konnte.
Der Reporter hob die Schultern.
»Tut mir leid, John, aber so kommen wir nicht weiter.«
»Er war so ein feiner Mensch«, klagte die Frau. »Immer höflich, nicht arrogant wie viele andere.«
Sie schaute uns an. Ihr Gesicht bekam einen ängstlichen Ausdruck. »Wer sind Sie überhaupt? Gehören Sie auch…?«
»Scotland Yard.« Ich beruhigte sie und zeigte auch meinen Ausweis. »Wir hatten den Professor besuchen wollen.«
»Ja, ja.«
»Lebte er allein?« fragte ich. Sie nickte.
»Wenig Besuch?«
»Ich weiß nichts, ich kam ja nur am Morgen. Manchmal war er hier, manchmal auch in der Uni.«
»Dann war er also etwas scheu?«
»So ist es.«
Die Frau konnte uns bestimmt nicht weiterhelfen. Als die Mordkommission eintraf, zog deren Leiter ein betrübtes Gesicht und verdrehte die Augen. »Sinclair, Sie sind der Mann, der uns die meiste Arbeit macht.«
»Das weiß ich.«
»Stolz können Sie darauf nicht sein. Sie sind ja schon länger hier. Haben Geister den Mann gekillt?«
»Diesmal nicht. Der Killer trug ein Messer und hat dem Opfer die Klinge ins Herz gejagt. Das war alles.«
»Über das Motiv haben Sie nicht nachgedacht?«
»Schon. Aber wir sind zu keinem Resultat gekommen. Ich sage Ihnen was, Kollege. Machen Sie Ihre normale Arbeit, alles andere erledigen wir. Wahrscheinlich werden wir das Mordmotiv überall finden, nur

eben nicht in London.«
»Das wäre schön.«
»Und wir verabschieden uns nun.« Ich wollte die Jungs nicht unbedingt stören.
»Wales wartet«, sagte Bill und rieb dabei seine Hände. »Du glaubst gar nicht, wie gespannt ich bin. Wenn da tatsächlich etwas mit der Umwelt geschehen ist, werden sich die einschlägigen Gazetten die Finger nach meinem Bericht lecken. Umwelt-Horror, so etwas verkauft sich.«
Ich war da weniger optimistisch. »Manchmal, Bill, kann es besser sein, wenn man nicht zu viel über gewisse Dinge schreibt. Du verstehst, was ich meine?«
»Leider hast du recht«, sagte er und schloß den Porsche auf.

***

Es war wie immer in den letzten drei Tagen. Gordon Seymour konnte einfach nicht schlafen. Er lag nachts im Bett und starrte gegen die Decke. Seine Frau war ausgezogen. Aus dem ehelichen Schlafzimmer in den Keller. Aber nicht allein. Die Ausgeburt der Hölle, die sie als ihren Sohn bezeichnete, hatte sie mitgenommen.
Die Mutter und das Monster…
Eine furchtbare Vorstellung, und er, der Vater, hatte die Bilder an eine Zeitung verkauft. Danach war es zu einem regelrechten Stürm gekommen. Die Menschen hatten wissen wollen, was an der Sache wahres dran war. Seymour hatte sich nicht anders retten können, als alles nur als eine Sommerente hinzustellen.
Die Wogen hatten sich geglättet, aber noch immer riefen Fremde an, um die Familie zu beschimpfen. Gordon Seymour hatte den Apparat einfach abgestellt.
Zu seiner Firma ging er nicht mehr. Er hatte sich den Resturlaub genommen. Die Fragen der Kollegen hätte er in seinem jetzigen Zustand nicht über sich ergehen lassen können.
Unruhig wälzte er sich im Bett hin und her. Manchmal vernahm er aus dem Keller die grauenhaften Geräusche, die mehr zu einem Tier paßten als zu einem Menschen.
Und Ronny war kein Mensch mehr, eher ein Monster.
Man konnte sich mit ihm nicht mehr unterhalten. Falls er die Fragen verstanden hatte, gab er nur keuchende Laute von sich. Oft genug hockte er im Wohnraum auf der Couch und starrte seinen Vater aus seinen kalten, grausam wirkenden Augen an. Gordon Seymour bekam jedesmal eine Gänsehaut, wenn er diesen Blick sah. Er wurde das Gefühl nicht los, daß das Wesen, das einmal sein Sohn gewesen war, ihn töten wollte.
Deshalb hatte es für ihn keinen Sinn, noch länger im Haus zu

wohnen. Er wollte seine Frau vor die Alternative stellen. Entweder dieses Monster oder er.

Dabei konnte er sich vorstellen, wie Edna sich entscheiden würde. Sie hing mit einer wahren Affenliebe an ihrem Sohn und würde eher auf den Mann verzichten als auf dieses Monstrum.

Da er sowieso nicht schlafen konnte, wälzte sich Gordon Seymour müde herum. Er schwang die Beine über den Rand des Sessels, blieb für einen Moment sitzen und starrte ins Leere.

Sollte er warten oder das Zimmer verlassen?

In seiner Kehle schien sich die Wüste Gobi ausgebreitet zu haben. Seymour brauchte unbedingt einen Schluck, um die Trockenheit aus dem Rachen spülen zu können.

Er schlüpfte in seine Pantoffeln, ging zur Tür und betrat die Diele.

Wie immer in den letzten Nächten hatte er seine Kleidung anbehalten. Gähnend näherte er sich der Treppe und schritt sie hinab. Er war es gewohnt, sich leise zu bewegen, die anderen sollten nicht bemerken, daß er sich im Untergeschoß herumtrieb.

Er hörte ihre Stimme. Seine Frau sagte fast immer das gleiche. Wahrscheinlich war sie schon halb dem Irrsinn verfallen. Auch jetzt sprach sie so anders, als hätte sie den verlorenen Sohn für immer zurückbekommen. Sie fing sogar damit an, Kinderlieder zu singen.

Als Gordon das hörte, blieb er stehen und schüttelte den Kopf. »Jetzt ist sie völlig durchgedreht«, flüsterte er sich selbst zu. »Die kann nicht mehr anders.«

Er schlich nicht in die Küche, wie er es vorgehabt hatte, sondern bewegte sich auf leisen Sohlen in Richtung Wohnzimmer, um einen scheuen Blick durch die offenstehende Tür zu werfen.

Sohn und Frau hörten ihn nicht. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Das kleine Monstrum hatte den Platz auf der Couch eingenommen, die sonst dem Hausherrn zustand. Er saß so, daß Edna ihn umarmen konnte, und sie hatte auch ihre Arme um diesen mageren Körper mit der glatten Haut gelegt. Der Kopf des Monsters lag schief und ruhte auf Ednas Schulter.

Sie sang leise die Kinderlieder. Manche Strophen summte sie nur.

Gordon zog sich wieder zurück. So etwas konnte kein Mensch ansehen, und er erst recht nicht.

Er ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank, die untere Hälfte hatte er mit den Bierflaschen gefüllt. Zwei nahm er aus dem Fach.

Als er die Küche verließ, sang die Frau noch immer. Zwischendurch sagte sie ein paar Worte, die Gordon nicht begriff. Erst auf der Treppe fiel ihm ein, was sie bedeuteten.

»Bald sind wir allein«, hatte seine Frau gesagt.

Allein…

Gordon Seymour überlegte. Verdammt, das konnte nur bedeuten, daß sich die beiden seiner entledigen wollten. Sie würden ihn töten, einfach aus der Welt schaffen. Für ein Monster wie Ronny war das bestimmt kein Problem.

Gordon hatte plötzlich Angst.

Sollte er fliehen, die Wohnung einfach mitten in der Nacht verlassen? Das wäre eine Lösung gewesen, aber keine, mit der er hätte glücklich sein können.

So einfach wollte er es den beiden nicht machen. Er mußte zumindest mit seiner Frau noch einmal reden. Möglicherweise nahm sie Vernunft an und ließ von diesem Monstrum ab.

Über seine folgende Reaktion wunderte er sich selbst. Sehr vorsichtig stellte er die beiden Bierflaschen auf die Treppe und ging den Weg auf leisen Sohlen zurück.

In der Küche zog er die Schublade neben dem Kühlschrank auf. Dort befand sich genau das, was er suchte.

Die Messer!

Keine Besteckmesser, dafür die langen, scharfen Stahlklingen, für die man viel Geld bezahlen mußte. Edna hatte nichts ausgegeben. Die Messer hatte sie in einem Preisausschreiben gewonnen.

Er suchte sich eine lange Klinge aus, die am Griff breiter war und vorn spitz zulief. Ja, die war genau richtig für ihn. Über seine Lippen zuckte ein kaltes Lächeln, als er das Messer in der Hand wog.

Er behielt es und machte sich auf den Rückweg. Die beiden Bierflaschen nahm er an sich und schlich die Treppe wieder hinauf.

Niemand störte ihn. Er konnte unbehelligt sein Zimmer betreten. Dort nahm er auf der Bettkante Platz und verbarg das Messer unter seinem Kopfkissen. Sollte jemand etwas von ihm wollen - egal, wer es war - würde sich dieser jemand verdammt wundern.

Seymour öffnete die erste Flasche, setzte sie an und trank einen großen Schluck. Er reichte nicht aus, um das trockene Gefühl aus seiner Kehle verschwinden zu lassen, also nahm er den zweiten Schluck, und als er die Flasche absetzte, war sie über die Hälfte hinaus leergetrunken.

Seymour ließ sich zurückfallen. Die angebrochene Flasche hatte er neben das Bett gestellt. Seine linke Hand kroch unter das Kopfkissen, wo er nach dem Messer tastete. Als sich die Finger um den Griff schlossen, war er beruhigter.

Er lag im Gästezimmer. Die Tür hatte er nicht ganz geschlossen. Der Spalt zeichnete sich grau ab.

Von unten hörte er nichts. Anscheinend wollte seine Frau nicht mehr singen. Es konnte auch sein, daß sie und das Monster sich schlafen legten.

Ob die anderen Pfadfinder auch zu ihren Eltern zurückgekehrt

waren, wußte Seymour nicht. Er hatte sich mit ihnen in Verbindung setzen wollen, aber seine Frau hatte abgelehnt.

Um des lieben Friedens willen hatte er sich ihren Wünschen gefügt. Im Liegen trank er die erste Flasche aus und öffnete kurz danach die zweite. Schaum quoll aus der Öffnung, als er die Flasche abstellte.

Allmählich spürte er die Müdigkeit, die durch seinen Körper zog. Er warf noch einen letzten Blick auf die Uhr und stellte fest, daß Mitternacht schon vorüber war.

Nein, das ist kein Leben, dachte Gordon. Das ist wirklich kein Leben, zum Teufel. So kann es doch nicht weitergehen. Ich werde verrückt, ich werde wahnsinnig, das ist…

Seine Gedanken wurden von der Müdigkeit überschattet. Sie war wie ein großes Tuch, das alles beschattete. Er merkte nicht mehr, daß ihm die Augen zufielen. Die Bierflasche hatte er neben das Bett gestellt. Er würde sie am frühen Morgen leeren.

Die Zeit verrann.

In Minuten kann viel passieren, in Stunden noch mehr. Als Gordon Seymour urplötzlich erwachte, wußte er nicht, was ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Jedenfalls erschrak er zutiefst, warf einen Blick auf seine Uhr und stellte fest, daß die vierte Morgenstunde bereits angebrochen war. Sehr lange hatte er nicht geschlafen.

Aber was hatte ihn geweckt?

Das Zimmer war noch immer von der Dunkelheit umhüllt. Beim Bau des Hauses hatte man das Gästezimmer mit dem kleinsten Fenster ausgestattet. Sein Umriß malte sich in der Wand ab, und auch den Türspalt sah der Mann noch. Das Licht wollte er nicht anknipsen. Er hatte das Gefühl, sich dann zu verraten. So blieb er in der Dunkelheit liegen, spürte den Druck auf seinem Kopf, ließ seinen Arm aus dem Bett baumeln und tastete nach der Flasche.

Er war noch zu schlaftrunken, stieß dagegen, die Flasche kippte um, das Bier rann aus. Es schäumte auf den alten Teppich und versickerte.

Er fluchte innerlich, weil er sich über das Umkippen der Flasche ärgerte. Sein Durst war geblieben, den hatte er ja löschen wollen. Wahrscheinlich hatte ihn dieser Drang auch geweckt.

Oder war es etwas anderes gewesen? Hatte ihn möglicherweise das Unterbewußtsein gewarnt, denn vom Flur her hörte er nicht nur flüsternde Stimme, auch Schritte.

Sofort fielen ihm die Worte wieder ein, die seine Frau zu Ronny, dem Monster, gesagt hatte.

Sie wollten allein sein, ein Hindernis aus dem Weg räumen, ihn, den Vater töten.

Gordons Gesicht verzog sich im Dunkeln zur Grimasse. Er schob seine Hand unter das Kopfkissen und umklammerte den Griff des Messers. Als hätte er Angst, daß jemand etwas hören könnte, so vorsichtig zog

er die Klinge unter dem Kopfkissen hervor und ließ die Hand dicht neben der rechten Seite seines Körpers liegen.
So wartete er ab…
Minuten vergingen, in denen sich nichts tat. Er hörte keine Schritte mehr und glaubte schon, sich getäuscht zu haben, als sich der Spalt plötzlich verdunkelte.
Da stand jemand!
Auf einmal schlug sein Herz schneller. Sie waren also nicht mehr auf der Treppe, sondern bereits im Gang. Daß es sich um zwei Personen handelte, hatte er ebenfalls herausgefunden.
Vor der Tür lauerten sie nicht nur, sie unterhielten sich auch leise. Sehr deutlich war Ednas Stimme zu vernehmen. »Du kannst ruhig hineingehen«, hauchte sie. »Geh hinein, Ronny, er wird dich nicht hören, er schläft tief und fest, dieser Säufer…«
Säufer, hatte sie gesagt und ihn beleidigt. Nein, er war kein Säufer. Seymour wollte ihnen beweisen, wie nüchtern er war. Er dachte voller Ingrimm und gleichzeitiger Zuversicht an sein Messer in der rechten Hand.
Seymour dachte darüber nach, ob es sinnvoll war, die kleine Lampe einzuschalten. Nein, dann wären Mutter und Sohn nur gewarnt gewesen, er aber wollte sie überraschen.
So blieb er liegen.
Äußerlich still, aber innerlich fiebernd. Er mußte ihnen einen Schlafenden vorspielen, was gar nicht so einfach war, weil er seinen Atem zu kontrollieren hatte.
Wer die Tür letztendlich weiter nach innen drückte, sah er nicht. Jedenfalls schwang sie auf. Ein leises Schaben verriet, daß sie mit der Unterkante über den Teppich glitt. Der Spalt wurde so breit, daß sich ein Mensch hindurchschieben konnte.
Edna hielt sich zurück. Dafür schob sie Ronny vor.
Gordon brauchte ihn nicht zu sehen, er wußte auch so, wer den Raum betreten hatte, denn als Atmen konnte man die Geräusche nicht bezeichnen. Das war eher ein Keuchen oder Saugen, das aus dem Maul des Monsters drang.
Edna wartete noch. Sie stand in der Türöffnung. Vom Bett aus war die Frau gut zu erkennen. Sie hielt die Arme leicht angewinkelt und hatte die Hände gefaltet. Es sah aus, als würde sie beten. Aber Gordon wußte, daß sie nicht betete. Das hatte sie nie getan. Religiös war sie nicht gewesen, auch wenn sie sich in der letzten Zeit den Anschein gegeben hatte. Aber da hatte sie sich mehr irgendwelchen Pseudo-Religionen zugewendet.
Ronny kam.
Er atmete nicht nur ungewöhnlich, auch seine Schritte glichen nicht denen eines normalen Menschen. Immer wenn er einen Fuß vor den

anderen setzte, erklang ein Schleifen, als würde er hinken.
Wann hatte er das Bett erreicht? Vielleicht jetzt, wo er stehenblieb. Gordon lag auch weiterhin auf dem Rücken. Er verdrehte jedoch die Augen, weil er zur Seite schielen wollte, um etwas erkennen zu können. Von Ronny war nicht viel zu sehen, nicht mehr als ein klumpiger Schatten, allerdings in der Nähe des Bettes hockend.
Noch tat er nichts. Vielleicht wartete er auch auf einen Befehl.
Gordon Seymour rührte sich nicht. Von Sekunde zu Sekunde fiel es ihm jedoch schwerer, den Schlafenden zu spielen.
Er wußte genau, daß die Lage dicht vor einer Eskalation stand. Die Finger der rechten Hand umklammerten den Griff des Messers. Zwischen Griff und Haut hatte sich ein Schweißfilm gelegt, so daß das Messer in seiner Hand rutschen würde.
Edna öffnete die Tür noch weiter. Sie wollte ebenfalls zuschauen, was ihr Sohn mit seinem Vater anstellte. Auf leisen Sohlen betrat sie den Raum.
Ihr Schatten zeichnete sich wie ein böses Omen auf dem alten Teppich ab und bewegte sich in ihrem Geh-Rhythmus weiter. Sie kam nicht vor bis ans Bett, blieb in der Mitte zwischen Tür und der Liegestatt stehen und nickte Ronny zu.
»Pack ihn dir!« flüsterte sie scharf. »Pack ihn dir. Du weißt ja, was du zu tun hast…«
Gordon hatte die Worte genau gehört. Jetzt, wo es soweit war, überkam ihn die Furcht, die große Angst vor dem endgültigen Aus und der ewigen Finsternis.
Ronny gehorchte…
Er schlich näher. Eine ziemlich kurze Distanz nur hatte er zu überwinden, um die Bettkante zu erreichen. Für einen Moment blieb er noch stehen. Das kleine Monstrum befand sich jetzt in Höhe der Hüfte des liegenden Vaters.
Es hob die Arme.
Wieder fielen zwei krumme Schatten über die Decke, die wanderten und von den Blicken des Mannes genau verfolgt wurden. Er hatte sich nicht getraut, die Augen weit zu öffnen, sonst wäre es aufgefallen, daß er nicht schlief.
Jetzt sah er die langen Arme. Dünn, an vertrocknete Äste erinnernd, so kamen sie ihm vor. Er sah Hände wie Greifklauen, roch seinen Sohn auch und hatte den Eindruck, den Geruch von altem Laub, vermischt mit einem ätzenden Säuregestank, einzuatmen.
Ronny war aufs Bett gekrochen. Wie ein zusammengekrümmter, aber knochiger Gnom hockte er auf der Kante.
Vielleicht sah er schon das Messer und machte sich seine Gedanken.
Gordon handelte.
Er stieß nicht mit der Klinge zu, zog die Beine an und rammte sie

blitzschnell wieder vor.
Mit den Füßen traf er nicht, die Knie reichten auch. Sie hämmerten gegen die magere Brust des Wesens und schleuderten es zurück. Aus dem Maul drang ein überraschter Laut, als Ronny von der Bettkante zu Boden kippte, sich dort noch überrollte und gegen seine Mutter stieß, die ebenfalls überrascht worden war.
Gordon Seymour aber bewegte sich blitzschnell. Er warf sich nach rechts. Mit der linken Hand hieb er auf den Schalter der kleinen Lampe. Das Licht zuckte auf, verlosch aber sofort wieder, und der Mann griff noch einmal nach.
Endlich brannte die Lampe.
Mit einem Satz war Seymour aus dem Bett. Aus seiner Kehle drang ein wilder Schrei, und er war bereit, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen…

***

Noch krümmte sich Ronny am Boden. Dicht dahinter stand Edna, den Blick auf das Monster gerichtet, die Hände zusammengeschlagen. Sie trug ein dunkelrotes Kleid aus billigem Kratzstoff, schüttelte den Kopf und flüsterte plötzlich: »Mein Liebling, mein armer Liebling. Was haben sie mit dir gemacht?«
Schrill klang Gordons Lachen. Er stand neben dem Bett. Mit einem Fuß in der Bierlache. »Liebling?« schrie er. »Liebling sagst du zu diesem verdammten Monster? Ich werde dir zeigen, was dein Liebling ist. Ein Killer, ein Mörder.« Er streckte die Hand mit dem Messer aus. »Und du, Edna, bist nicht besser!«
Ednas Blick saugte sich an der matt glänzenden Klinge fest. »Was hast du damit vor?« fragte sie schrill. »Was willst du, Gordon?«
»Ihn töten!«
»Deinen Sohn.« Sie bückte sich und legte schützend ihre Arme um das kleine Monstrum.
»Er ist nicht mehr mein Sohn. Das ist nicht mein Ronny, wie ich ihn einmal gekannt habe. Das ist eine Ausgeburt der Hölle geworden, verstehst du? Eine Ausgeburt der Hölle!« Bei seinen Worten fuchtelte er mit der Klinge herum, und Edna trat unwillkürlich einen kleinen Schritt zurück. Aber ihr Mann war noch nicht fertig mit seiner akustischen Abrechnung. »Ihr hattet mich töten wollen. Ja, das weiß ich genau, du brauchst gar nicht zu widersprechen. Ihr hattet mich also töten wollen. Ihr beide zusammen. Du steckst mit ihm unter einer Decke, du verfluchtes Weibsstück. Hast dieses Monster in mein Zimmer geschickt. Ich habe nicht geschlafen und deine Worte genau gehört, Er hätte mich wahrscheinlich erwürgen sollen. Jetzt aber drehe ich den Spieß um. Ich kille ihn. Ich will nicht mit einem Monstrum unter einem Dach leben. Hast du verstanden?«

»Ja, ja… aber so war es nicht!«
»Du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich werde ihn töten!« Als Zeichen seiner Entschlossenheit setzte der Mann einen Fuß vor. Ronny ließ er dabei nicht aus den Augen.
Der hockte auf dem Boden. Im Moment wirkte er ängstlich und verschüchtert. Die hellen, kreisförmigen Gebilde in seinem Gesicht erinnerten an bläulich schimmernde Laternen.
Gerade diese kalten Mörderaugen waren es, die Gordon in seinem Entschluß bestärkten.
Vielleicht suchte Ronny Schutz bei seiner Mutter. Jedenfalls sprang er plötzlich in die Höhe, wollte sich in ihre Arme werfen, aber Gordon war schneller.
Die lange Klinge fuhr blitzend durch die Luft und erwischte das Monstrum in der Drehung, doch sie rutschte ab!
Gordon wollte es zunächst nicht glauben, die Haut war schließlich so dünn wie Papier.
Das Monstrum hüpfte davon. Es begann krächzend zu, lachen, und Edna handelte ebenfalls.
Sie bekam das rechte Handgelenk ihres Sohnes zu fassen und zog sich mit ihm blitzschnell zurück.
Sie knallte sogar von außen die Tür zu. Da der Schlüssel dort ebenfalls steckte, ergriff sie die günstige Gelegenheit und schloß ab.
Zurück blieb Gordon Seymour. Er stand in der Mitte des Raumes und machte den Eindruck eines Mannes, dem sämtliche Felle weggeschwommen waren. Zutiefst war er enttäuscht worden, und seine Augen füllten sich mit Tränenwasser.
»Nicht töten!« flüsterte er. »Ich kann ihn nicht töten!« Er starrte auf das Messer, drehte sich dann herum und schleuderte die Klinge auf das Bett.
Der Stahl durchdrang die dünne Decke, bohrte sich in die Matratze hinein und blieb dort stecken.
Seymour starrte auf den leicht nachwippenden Griff, bevor er sich drehte und ebenfalls auf die Bettkante sank. Beide Hände schlug er vor das Gesicht. Die tiefe Enttäuschung ließ ihn aufheulen, während draußen auf dem Flur seine Frau Edna und das kleine Monstrum triumphierten.
Er hörte ihre Stimme. Sie klang schrill, Edna mußte eine irrsinnige Freude verspüren.
»Er kann ihn nicht töten!« kreischte sie. »Nein, er kann ihn nicht töten. Ronny ist stärker. Er ist viel stärker als alle anderen. Ja, er ist gut, er ist auch mein Sohn…«
Sie lachte und hämmerte mit beiden Fäusten gegen das Holz. »Hast du mich gehört, Gordon? Hast du mich gehört?«
Seymour gab keine Antwort.

»Ich weiß, daß du geschockt bist, aber eines verspreche ich dir. Was immer du auch versuchst, du kommst gegen uns nicht an. Mutter und Sohn sind stärker, und wir werden dafür sorgen, daß du dieses Haus nicht lebend verläßt…«

***

Die östliche Gegend um den Bala Lake, wo das Schreckliche passiert war, konnte man mit dem Begriff »Am Ende der Welt« umschreiben. Dörfer oder gar Städte suchte man vergebens. Hügel, Wälder und Täler wechselten sich in munterer Reihenfolge ab. In Richtung Westen lag der See. Auf der Karte sah er aus wie ein langgezogener, blaßblauer Tropfen. Ebenfalls an seiner Westseite führte die A 494 vorbei, die von Harwarden südwärts führte.

Wie gesagt, da mußten wir nicht hin, uns blieb nur die große Einsamkeit.

In einem kleinen Ort mit dem unaussprechlichen Namen Llangynog machten wir Halt. Er lag dem Gebiet praktisch am nächsten. Wir waren mit zwei Wagen gefahren. Bill hatte seinen Porsche genommen, Suko und ich den Leih-Rover.

Die Gruppe der verschwundenen Pfadfinder stammte zwar aus Wales, aber sie alle wohnten weiter entfernt, auch die Seymours, die wir ebenfalls noch besuchen wollten.

Wir waren in der Nacht losgefahren und trafen am späten Nachmittag in Llangynog ein. Im Gegensatz zu Südengland war das Wetter hier besser, und so erlebten wir einen romantischen Herbst. Am Himmel stand noch die blasse Sonne, die ihr kaltes Licht auf die verfärbten Blätter der Bäume schickte.

Wir waren an tiefrot gefärbten Wäldern vorbeigefahren, und man hatte den Eindruck, als würden ganze Gebiete in Flammen stehen.

Leider waren wir dienstlich unterwegs, und als wir in den Ort einrollten, deutete Suko gegen die Frontscheibe. Er meinte allerdings die sich in der Ferne abzeichnenden Schatten der Hügel und Berge. »Da müßten wir eigentlich hin.«

»Glaube ich auch.«

Meine Laune war nicht besonders. Es lag einfach daran, daß es uns trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen war, herauszufinden, für wen der Professor das Gutachten erstellt hatte. Irgendeine Firma hatte ihm einen Privatauftrag erteilt, wahrscheinlich mit der Prämisse, darüber nicht zu reden, so daß der Name des Auftraggebers nicht an die Öffentlichkeit drang.

Ich ging davon aus, daß diese Firma so etwas wie Pflanzenvernichtungsmittel herstellte und sie in diesem »leeren« Gebiet unter Umgehung aller Gesetze ausprobiert hatte.

Das war eine Schweinerei gewesen, aber wir konnten nichts mehr

dagegen tun, die Verantwortlichen höchstens zur Rechenschaft ziehen, die auch Killer losschickten, um ihre Identität zu wahren.

Für mich war es eine furchtbare Sache.

Langsam rollten wir durch den Ort. Unsere beiden Wagen wurden bestaunt wie Weltwunder. Nicht so sehr der Rover, eher schon Bills Porsche.

In Llangynog ging alles gemütlich und langsam zu. Wer hier lebte, hatte mit den Briten nicht viel im Sinn. Hier fühlte man sich als Waliser. Schilder zeigten gälische Aufschriften, selten waren sie zweisprachig.

Ich hatte schon mehrmals mit Waliser zu tun gehabt. Sie kamen mir manchmal vor wie Nüsse, deren rauhe Schale man erst aufklopfen mußte, um mit ihnen in Kontakt treten zu können. Aber so etwas dauerte seine Zeit, und die hatten wir nicht.

Man lebte von der Landwirtschaft. Auf den Straßen lag Pferdemist, in den die Reifen der Traktoren ihre Profile gedrückt hatten. Die Häuser waren durch die Bank weg alt. Früher hatte jeder so gebaut, wie er es sich vorstellte. Aus diesem Grunde gab es auch keine Hauptstraße, dafür aber zahlreiche Kurven und Gassen, die auf irgendwelchen Höfen endeten.

Zweimal verfuhren wir uns, und unsere Wagen wurden von kläffenden Hunden umringt, während die Bäuerin vor der Tür stand und ebenfalls einen finsteren Eindruck machte.

Schließlich fanden wir trotzdem noch so etwas wie einen Kern. Es war ein Pub oder ein Gasthaus.

Das windschiefe Gebäude im Anbaustil war aus hellen Ziegelsteinen errichtet worden. In den Scheiben spiegelte sich das Sonnenlicht.

Kinder sind immer neugierig. Kaum hatten wir die Wagen neben dem Anbau abgestellt, als einige Jungen und Mädchen herbeiliefen und den Porsche anstaunten.

»Hey!« sagte ein etwa zehnjähriger Knirps, der eine lange Lederhose trug. »Das ist ja ein Porsche.«

Er hatte Englisch gesprochen, wahrscheinlich gehörte er zu den Zugezogenen.

Bill fischte ihn sich heraus. »Ja, das ist einer. Kennst du ihn?«

»Nur vom Bild.«

»Möchtest du mal hinter dem Steuer sitzen?«

Der Knirps war so überrascht, daß er einen hochroten Kopf bekam und sich zu seinen Spielkameraden umdrehte, die etwas zurückgingen, als würden sie der ganzen Sache nicht trauen.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Bill. »Ich fahre nicht weg. Du kannst dich hinter das Steuer setzen.«

Die Versuchung war natürlich groß, zur Tat konnte er nicht mehr schreiten, weil jemand die Tür des Gasthofs öffnete und mit lauter

Stimme den Namen des Jungen rief.
Ich stand dem Mann am nächsten und sprach ihn an. »Guten Tag, Mister, ich suche den Bürgermeister.«
»Das bin ich.«
»Sie sind auch der Wirt?«
»Ja.«
»Haben Sie Zeit für uns?«
Er verzog seinen dicken Mund. Die Lippen wirkten dabei wie Klumpen. Er trug eine graue Jacke, Stiefel und einen alten Hut auf dem Kopf. Das schwarze Haar schaute unter dem Rand hervor. Die Hände sahen so aus, als könnten sie auch zupacken. Wahrscheinlich war der Mann noch Landwirt.
»Zeit habe ich nicht«, sagte er und scheuchte den Jungen weg. »Aber wer sind Sie?«
»Wir kommen aus London. Scotland Yard.«
»Polizei?«
»So ist es.«
Er schaute uns drei unsicher an. Suko und ich zeigten die Ausweise, das reichte ihm. »Dann kommen Sie mal rein.«
Er führte uns in eine dunkle Gaststube, in der es noch nach Rauch und Bier roch. Eine ältere Frau war dabei, die Tische zu putzen. Sie hatten die Schmutzreste auf dem Boden bereits zu einem kleinen Hügel zusammengefegt. Wir ließen uns nahe der Tür an einem klobigen Holztisch nieder und hatten noch nicht die erste Frage gestellt, als der Wirt uns schon zuvorkam. »Sie sind sicherlich wegen des Artikels gekommen?«
»Das stimmt.«
Er winkte ab und klatschte mit seiner Hand auf den Hut, der jetzt neben ihm lag. »Das ist alles Unsinn.«
»Dann gibt es den zerstörten Wald nicht?« fragte Bill.
»Doch, natürlich, aber dieses eine Monstrum ist doch eine Ente.« Er tippte gegen seine Stirn. »Wie kann jemand so zurückkehren? Und ausgerechnet nur einer. Wo sind die anderen fünf und dieser Leader?«
»Vielleicht noch im Wald«, sagte Suko.
Der Mann schaute ihn erstaunt an. »Das glauben Sie doch selbst nicht, Mister.«
»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«
»Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Hier gibt es genug Schauergeschichten. Die Leute erzählen sie sich auch immer wieder, aber an dieses Monstrum glaubt keiner von ihnen ehrlich.«
Ich wechselte das Thema. »Wie lange fahren wir bis zu dem Wald?«
Der Wirt lachte. »Da kommen Sie gar nicht hin.«
»Und weshalb nicht?«
»Ganz einfach. Wenn sie in Richtung Westen fahren, wird die Straße

immer schlechter und hört schließlich auf. Das ist ein Naturschutzgebiet. Da wächst das Unkraut mannshoch. Wenn Sie sich dort durchgewühlt haben, erreichen Sie den Wald, wo das Unerklärbare passierte.«

»Sie sprechen von etwas Unerklärbaren«, wiederholte Suko das Wort. »Haben Sie sich nie Gedanken darüber gemacht, wie so etwas hat eintreten können? Man sagt ja: Von nichts kommt nichts…«

»Natürlich haben wir uns Gedanken gemacht, aber es ist passiert. Umwelt oder so.«

»Ist das nicht zu einfach?«

Der Wirt lachte uns an. »Für Sie möglicherweise nicht, aber wir hier leben wie am Ende der Welt. Wir sehen die Dinge mit ganz anderen Augen, kann ich Ihnen sagen. Seit Generationen hat sich hier kaum etwas geändert. Im Ort gibt es nur ein Telefon, und das steht noch bei mir auf dem Amtsschreibtisch. Nein, nein, so ist das nicht. Sie befinden sich hier in Wales und nicht in London.«

»Das haben wir bemerkt«, stimmte ich ihm zu.

Der Wirt sah aus, als wollte er uns loswerden, aber Bill Conolly hatte noch etwas auf dem Herzen.

»Ich erinnere mich wieder an den Zeitungsartikel. Der Junge, der da angeblich aus dem Wald zurückgekehrt sein soll, stammte er aus dieser Gegend?«

»Wie man es nimmt. Er wohnte in Oswestry. Das ist einige Meilen in Richtung Westen.«

»Wie lange muß ich fahren?«

»Eine Stunde ungefähr. Die Straße ist eng, manchmal auch kurvig.«

»Danke.«

Ich fragte wieder. »Ist einer aus diesem Ort nach der Katastrophe schon im Wald gewesen?«

»Wir werden uns hüten!« rief der Wirt. »Die Schäden an der Natur kann heute noch kein Mensch ermessen. Es ist nicht unser Problem. Zum Glück liegt das Gebiet weit genug entfernt.«

»So sollte man nicht denken«, sagte ich. »Wie leicht kann sich derartiges wiederholen.«

»Das kann ich einfach nicht glauben. Wie gesagt, der Artikel muß eine Ente sein. Da hat sich jemand verkleidet und sich einen Scherz erlaubt. Und die Zeitungsleute sind darauf hereingefallen. Selbst schuld, sie suchen ja immer nach Sensationen. Ich jedenfalls kann Ihnen nicht mehr sagen, meine Herren.«

»Bestimmt aber den Weg beschreiben«, bat ich ihn.

»Das kann ich.« Er schaute etwas verwundert. »Wollen Sie denn trotz allem noch dorthin?«

»Ja.«

»Wie Sie wünschen.« Er nickte und gab uns eine Beschreibung. Wir

brauchten nur das Dorf zu verlassen und dabei der einzigen Straße zu folgen, mehr nicht.

»Danke.«

Zum Abschluß sagte er noch. »Mit ihrem Porsche kommen Sie da nicht weit, Mister. Am besten wäre ein Geländefahrzeug.«

»Das ich leider nicht habe«, erwiderte Bill.

»So etwas hätten Sie vorher wissen müssen.«

Vor dem Lokal standen noch immer die Kinder und bestaunten die flache Rennsemmel. Bill Conolly hatte seinen nachdenklichen Blick aufgesetzt. »John«, sagte er, »dieser Wirt hat recht. Mein Wagen eignet sich tatsächlich nicht für diese Tour. Deshalb schlage ich vor, daß ihr beide allein dem Wald einen Besuch abstattet.«

»Und du?« fragte ich. »Willst du wieder zurück?«

»So ungefähr.« Er grinste schief. »Aber nicht nach London. Diese Familie Seymour wohnt in Oswestry. Dort werde ich ihr einen kleinen Besuch abstatten.«

»Hat dich die Erklärung des Wirts mißtrauisch gemacht?« erkundigte sich Suko.

»Das nicht, doch ich möchte mich mit eigenen Augen davon überzeugen, was an der Erzählung und dem Bericht stimmt. Noch etwas kommt hinzu. Ich werde euch sicherlich finden.«

»Mit dem Porsche?« fragte ich.

»Nein, mit einem Leihwagen, den ich in Oswestry sicherlich bekomme.« Bill holte den Wagenschlüssel hervor, öffnete die Tür, stieg ein und startete.

Zahlreiche Augenpaare schauten ihm nach, als er langsam aus dem Ort rollte.

»Fandest du seine Idee gut?« fragte Suko.

»Sagen wir so, er hat uns zumindest damit überrascht.«

»Richtig, und wir?«

»Schauen uns mal in einem zerstörten Wald um…«

***

Die Nacht war vergangen, die Dunkelheit gewichen, und es hatte verdammt lange gedauert, bis der Morgen graute.

Nichts war geschehen. Gordon Seymour aber hatte kein Auge schließen können. Auf der Bettkante hatte er seinen Platz gefunden, hockte dort, stierte vor sich hin und zuckte nur dann zusammen, wenn im Haus ein Geräusch aufklang.

Meist waren es Schritte. Mal schnell, mal langsam oder hastig, je nach dem, wie sich Edna bewegte.

Seymour war trotz seiner Waffe, die er besaß, von einer dumpfen Angst erfüllt. Er kam sich vor wie in einem Verlies. Manchmal hatte er sogar das Gefühl, als würde sich die Decke allmählich senken, um ihn

zu zerdrücken. Während der Dunkelheit war er hin und wieder zum Fenster gegangen und hatte hinaus in den kleinen Garten geschaut. Er hatte auch daran gedacht, durch das Fenster zu fliehen, dann hatte ihm doch der Mut gefehlt. Zudem glaubte er, daß Ronny unten im Garten lauern würde und nur auf einen Fluchtversuch wartete.

So war die Zeit vergangen und die Morgendämmerung hatte die langen Schatten der Nacht verdrängt.

Seymour wunderte sich über diesen strahlenden Morgen. Da schimmerten manche Dächer wie blankgerieben, und die Blätter der Bäume leuchteten noch einmal golden auf.

Er öffnete das Fenster.

Die frische, kühle Morgenluft drang in seine Lungen. Sie vertrieb auch den muffigen Schweißgeruch. Es war nicht sehr tief bis zum Garten. Wenn er sprang, mußte er nur von der Hauswand wegkommen, weil direkt unter dem Fenster die Außentreppe in den Keller führte. Der Boden war noch um die Treppe herum betoniert worden. Danach begann der tiefgrüne Rasen, aus dem die Obstbäume wuchsen. Auch sie waren längst abgeerntet worden.

Er sah ihn nicht, er hörte ihn.

Ein leises Lachen schallte zu ihm hoch. Seymour schaute direkt an der Hauswand entlang in den Kellerschacht. Seinem Gefühl nach mußte das Lachen von dort aufgeklungen sein.

In dem kleinen Viereck zwischen Treppe und Tür hockte das Monstrum und wartete darauf, daß Gordon sprang. Dessen Gesicht verzog sich zu einer bitterbösen Grimasse. »Nein!« flüsterte er.

»Den Gefallen werde ich dir und deiner Mutter nicht tun. Ich bleibe hier, darauf kannst du dich verlassen. Aber ich werde eine Chance bekommen.« Heftig schlug er das Fenster wieder zu.

Das dabei entstehende Geräusch war von Edna gehört worden, die sich hinter der Zimmertür aufhielt.

»Wolltest du flüchten, Gordon?« hörte er ihre Stimme und vernahm auch, daß sich der Schlüssel im Schloß drehte. Sekunden später stand Edna auf der Schwelle.

Sie hatte sich umgezogen, trug ihre engen, verwaschenen Jeans und einen rostbraunen Pullover, der bis über die Hüften fiel. Das krause Haar wurde von einem weißen Band gehalten.

Sie schaute ihn an und sah auch den Messergriff aus dem Laken ragen. Kalt fragte sie: »Hast du dich am Bett abreagiert?«

Gordon Seymour stand stocksteif. Er fragte nur: »Was willst du, Edna? Verschwinde! Geh zu deinem verdammten Monstrum. Ich kann und will dich hier nicht mehr sehen.«

»Vielleicht möchte ich mit dir reden.« Sie kam einen Schritt auf ihn zu und sah, daß ihr Mann abwehrend einen Arm hob.

»Ich aber nicht mit dir. Es ist alles gesagt worden. Ich weiß, wie du

zu mir stehst!«
»Wirklich?«
»Ja!«
Plötzlich warf sich Edna zur Seite. Sie schleuderte ihren Körper dabei wuchtig nach rechts, weil sie das Bett erreichen wollte.
Sie schaffte es; ihr Körper federte noch nach, sie rollte sich herum und war schneller als ihr Mann, denn als sie wieder stand, hielt sie sein Messer in der Rechten.
»Sieh es dir an, Gordon!« flüsterte sie. »Es ist die einzige Waffe im Haus. An die anderen wirst du nicht mehr herankommen. Ich habe sie versteckt.« Edna zielt mit der Klinge auf ihren Gatten.
»Willst du mich… willst du mich…?« Vor lauter Angst stotterte er sich einen ab.
Sie schüttelte den Kopf. »Ich will dich nicht töten, du mieser, kleiner Ignorant. Das überlasse ich anderen. Ich wollte dich eigentlich einladen, Gordon.«
»Wie nett. Und wozu?«
»Ich habe in der Küche gedeckt. Wir können frühstücken.«
Er wollte es nicht glauben und lachte lauthals. »Das kann doch nicht wahr sein. Nach dieser Nacht kommst du einfach zu mir, um mir zu erklären, daß du mit mir frühstücken willst?«
»Ja. Ist das nicht toll?«
»Du hast Nerven. Ich kriege keinen Bissen runter.« Er deutete auf seine Kehle. »Ich hätte ständig das Gefühl, daß du mich vergiften willst.«
»Traust du mir das zu?« höhnte sie.
Er verengte die Augen sichelartig. »Ja, Edna, ich traue dir alles zu, alles.«
Sie hob die Schultern. »Wie du willst. Dann bleib hier oben. Glaube aber nur nicht, daß ich dir etwas heraufbringe. Meinetwegen kannst du hier elendig verrecken. Du hast deinen Sohn ausgestoßen…«
»Er ist ein Monster.«
»Und wenn schon, er ist zurückgekommen. Er hat sich nach seinem Elternhaus gesehnt, Gordon. Wie viele Kinder hätten das nicht getan? Du kannst stolz auf ihn sein.«
»Und du bist anormal. Wer Gedanken hat wie du, kann einfach nicht richtig im Kopf sein.«
»Ich wäre an deiner Stelle mit solchen Worten vorsichtig, Gordon. Garantieren kann ich für nichts.«
Er breitete die Arme aus. »Willst du mich töten? Bitte, Edna, ich hindere dich nicht daran.« Er ging sogar noch auf sie zu. »Stoß die Klinge in meine Brust, dann hast du endlich Ruhe und kannst mit dieser Ausgeburt der Hölle für immer zusammen sein. Das ist es doch, was du eigentlich gewollt hast.«

»Treib es nicht zu weit, Gordon!« warnte sie ihn. »Treib es nur nicht zu weit…«

Da schlug er zu. Er hatte kaum ausgeholt, aber es wurde ein Volltreffer. Die rechte Hand mit dem Messer hämmerte er zur Seite. Ednas Arm stieß sogar noch gegen die Wand, und das machte sie wütend.

Den Stich führte sie halbhoch. Wäre der Mann etwas langsamer gewesen, hätte sie ihn an der Hüfte erwischt, doch er rettete sich mit einem schnellen Sprung über die Türschwelle. Im Gang konnte er nicht rechtzeitig genug stoppen und prallte gegen die Wand. Das interessierte ihn nicht mehr. Er wollte nur weg. Raus aus diesem verfluchten Haus, das für ihn zu einer Todesfalle geworden war.

Geduckt rannte er auf die Treppe zu. Dabei rechnete er damit, daß Edna die Klinge schleudern würde, aber sie hielt sich zurück. Sie brüllte wütende Worte hinter ihm her, aber die Klinge flog nicht.

Dafür verließ sie ebenfalls den Raum. Im Gang blieb sie stehen und schrie nach ihrem Sohn.

Gordon flüchtete über die Treppe. Er hörte die keifende und sich fast überschlagende Stimme seiner Frau. »Ronny! Ronny, komm, er will fliehen, du mußt mir helfen…«

Gordon Seymour kannte das Haus gut genug. Er wußte auch, wie schnell man über die Außentreppe in den Keller gelangen konnte. Dann dauerte es nur Sekunden, bis man im Flur stand.

Zuvor jedoch wollte Seymour das Haus verlassen haben und irgendwohin rennen. Die Stadt war groß, Verstecke gab es genug. Außerdem mußte er die Polizei benachrichtigen.

Die letzten vier Stufen nahm er mit einem gewaltigen Sprung, während seine Frau noch immer nach Ronny schrie.

Im unteren Flur befand er sich noch nicht, aber der Flüchtende vernahm das Schlagen einer Tür.

Als er auf die Haustür zulief, warf er noch einen Blick am Geländer hoch.

Edna stand dort oben und starrte in die Tiefe. Sie hielt das Messer fest. In ihren Augen leuchtete die Wut.

So hart wie nie zuvor riß der Mann die Haustür auf. Er spürte den frischen Morgenwind, rannte über den kleinen Weg, nahm das Tor mit einem Sprung und wurde zwei Schritte später von der hellen Sonne geblendet, so daß es ihm nicht auffiel, daß er auf die Straße rannte.

Die Seymours wohnten in einer ruhigen Gegend, wo sich der Verkehr in Grenzen hielt.

Normalerweise konnte man die Straße überqueren, ohne nach links oder rechts zu schauen.

In diesem Fall aber nicht.

Vor Gordon Seymours Augen tanzte die Umgebung. Sie war stumm,

aber ein jaulendes Geräusch durchbrach plötzlich die Stille. Gordon hatte es links von sich gehört.

Er drehte sich herum.

Etwas Flaches schleuderte auf ihn zu. Er sah noch eine Autoscheibe, in der sich das Sonnenlicht spiegelte. Dann spürte er den Stoß, der ihn von den Beinen riß und hochschleuderte…

***

Bill Conolly bremste!

Er hatte den Mann, der wie ein Wilder auf die Straße gestürmt war, erst im letzten Augenblick gesehen und voll auf die Bremse getreten.

Der Porsche stand, noch bevor der Fußgänger nach der harten Landung liegenblieb.

Bill Conolly brauchte einige Sekunden, bevor er ausstieg, da ihm der Schock tief in die Glieder gefahren war. Er hockte steif da und atmete tief aus.

Sein Blick flog nach rechts. Dort stand das Haus, aus dem der Mann gekommen war. Die offene Tür gab einen Blick in den Flur frei, wo sich aber nichts bewegte.

Der angefahrene Mann kam wieder auf die Füße. Sehr langsam geschah dies, auch ihm mußte der Schock tief in den Knochen sitzen. Als er stand, schwankte er auch, da war Bill bereits bei ihm und stützte ihn ab. »Sind Sie verletzt worden?«

Der Mann hörte ihn kaum. Er war schweißnaß, atmete keuchend, als wäre er lange gelaufen. Die Augen standen weit offen, sein Blick war ängstlich auf das Haus gerichtet.

Der Reporter wiederholte seine Frage.

»Nein, ich… ich bin nicht… ich muß aber weg.« Er riß sich plötzlich los, und Bill griff blitzschnell nach. Er hatte längst festgestellt, daß die Unruhe der Person nicht allein durch den kleinen Unfall entstanden war. Sie mußte tiefer liegen.

»Sind Sie Mr. Seymour?«

»Ja.«

»Ich wollte Sie besuchen.«

Seymour ging nicht auf die Bemerkung ein. »Weg!« sagte er. »Ich muß einfach weg.«

Bills Griff und auch seine Stimme wurden energischer. »Nein, Sie bleiben jetzt hier, verdammt! Ich bin nicht umsonst die ganze Strecke von London gefahren, um mich hier abspeisen zu lassen.«

»Sie wissen ja nicht, was los ist.«

»Ich werde mich informieren!«

»Sie… sie wollen…?«

»Ja, ich.«

»Aber Liebling, was ist denn los?« klang eine besorgte Frauenstimme

auf. Die Person stand in der offenen Tür und machte ein besorgtes Gesicht. Das mußte Mrs. Seymour sein.

»Sorry!« rief Bill. »Ihr Mann ist mir in den Wagen gelaufen. Zum Glück ist nichts weiter passiert. Kommen Sie, Mr. Seymour, wir…«

»Nicht ins Haus!«

»Weshalb nicht?«

»Soll ich kommen?« fragte die Frau.

»Nein, nicht nötig, Mrs. Seymour. Er steht wahrscheinlich noch unter einem Schock.«

»Aber unter einem anderen, als Sie annehmen!« zischte Gordon Bill ins Ohr.

»Das werden wir ja sehen.«

Auch als sie den schmalen Vorgarten durchquerten, sträubte sich Gordon Seymour. Bill aber hielt ihn so fest, daß er sich aus seinem Griff nicht lösen konnte.

Die Frau war zur Seite getreten, damit beide Männer den Flur betreten konnten. »Ich bin Edna Seymour«, sagte sie. »Das ist mein Mann Gordon. Ich kann Ihnen auch nicht sagen, was in ihn gefahren ist. Das tut mir alles sehr leid…«

»Gar nichts tut dir leid, gar nichts!« schrie Gordon.

»Lassen Sie uns in die Küche gehen. Ich habe dort noch gedeckt. Wenn Sie möchten, können Sie mit uns frühstücken.« Zuckersüß lächelte Edna Seymour.

»Gern«, sagte Bill.

Gordon schaute seine Frau scharf an. Er ließ die Blicke über ihren Körper gleiten, das Messer aber suchte er vergebens. Vielleicht hatte sie es hinter den breiten Jeansgürtel gesteckt. Der Pullover war jedenfalls nicht ausgebeult.

Die Küche war ziemlich groß. Auch zu dritt fanden sie an dem gedeckten Tisch Platz.

»Wir haben etwas länger geschlafen«, sagte Edna Seymour. »Aus diesem Grunde essen wir erst so spät.«

»Das macht doch nichts.«

»Bitte, setzen Sie sich doch.«

Bill setzte sich mit dem Rücken zur Tür. Ihm gegenüber saß die Frau. Ihr Gatte hockte rechts von Bill, und er wirkte wie ein unruhiges Tier, das jeden Augenblick einen Angriff erwartet, weil es den Feind schon gewittert hat.

Edna Seymour deutete auf den gedeckten Tisch. Toast, Honig, Butter, Marmelade und gebratener Speck standen zur Verfügung. »Bedienen Sie sich bitte, Mister…«

»Conolly. Bill Conolly.«

»Tut mir leid. Den Namen habe ich noch nie gehört. Aber Sie kommen auch nicht von hier.«

»Nein, aus London.«
Edna lächelte unschuldig. »Dann sind Sie gewissermaßen auf der Durchreise?«
»Fast. Ich will auch weiter, aber ich habe zuvor noch in Oswestry zu tun.«
»Beruflich?«
»Ja.«
Edna legte eine Hand auf den unteren Arm ihres Mannes, der unter der Berührung zusammenschrak.
»Aber Liebling, was ist los mit dir? Weshalb ißt du nichts.«
»Mir ist der Appetit vergangen.«
Bill nahm Toast und etwas Speck. »Irgend etwas stimmt mit Ihrem Mann nicht, wie ich feststellen konnte.«
Ednas Gesicht wurde ernst. Sie strich durch ihr Haar. »Da sagen Sie etwas, Mr. Conolly.« Sie atmete tief durch. »Ich will ehrlich sein, mein Mann ist krank. Mit den Nerven fertig, wenn Sie verstehen.«
Bill nickte. »Seit wann?«
»Schon länger…«
»Lüg doch nicht, verdammt!«
»Bitte, Gordon. Der Arzt hat gesagt, daß du dich nicht aufregen sollst. Du mußt dich ausruhen und deinen verfluchten Verfolgungswahn ablegen. Wir schaffen es gemeinsam, glaub mir. Mr. Conolly wird mir da bestimmt recht geben.« Sie schaute Bill auffordernd an, der in die Toastscheibe biß.
»Im Prinzip ja, Mrs. Seymour. Nur kommt es immer wieder auf die Umstände an.«
»Wie meinen Sie das?«
Bill trank einen Schluck Tee. Er schmeckte nicht besonders. »Ich meine die Dinge, die einen Menschen so haben werden lassen.«
»Ach so.«
»Haben Sie mich wirklich verstanden, Mrs. Seymour?«
»Nicht ganz.«
»Ich will versuchen, es zu erklären. Sehen Sie mal. Ihr Mann muß, wenn er so geworden ist, wie Sie ihn beschreiben, etwas Einschneidendes erlebt haben.«
»Das stimmt!« rief Gordon.
»Bitte, laß Mr. Conolly weiterreden.«
Bill lächelte harmlos, bevor er mit dem Grund für seine Reise herausrückte. »Wissen Sie, ich habe die weite Fahrt von London hierher nicht ohne Grund unternommen. Ich wollte hier in der Stadt jemanden besuchen.«
»Kennen wir die Leute?« fragte die Frau.
»Ja. Das sind Sie und Ihr Mann!«
Edna Seymour war so überrascht, daß ihr fast die Teetasse aus der

Hand gefallen wäre. Sie stellte sie zu hart ab. Tee schwappte über und verteilte sich auf der Untertasse. »Was haben Sie da gesagt? Sie wollten uns besuchen?«

Mißtrauen glomm in den Augen der Frau, während ihr Mann anfing, schief zu grinsen. »Und was ist der Grund Ihres Besuchs?«

»Ein Zeitungsartikel.«

Mrs. Seymour sagte zunächst nichts, nickte nur und meinte dann leise, während ihr Gesicht zur Maske wurde: »Verstehe. Ja, ich verstehe Sie sehr gut, Mr. Conolly.«

»Das Bild!« präzisierte der Reporter noch.

»Mein Mann hat die Aufnahme geschossen.«

Gordon Seymour sprang auf. »Ja!« rief er laut. »Ich habe es geschossen. Ich habe mehrere Fotos gemacht, Mr. Conolly.« Er rüttelte Bill an der Schulter. »Möchten Sie die Bilder sehen? Ich habe sie noch. Ich zeige sie Ihnen gern.«

»Nein, nein«, sagte Bill. »Die eine Aufnahme reicht mir. Setzen Sie sich wieder.«

Er nahm Platz und atmete scharf durch die Nase, während Bill über den Tisch hinweg Mrs. Seymour anschaute, die äußerlich sehr gelassen blieb und Tee trank. »Wie stehen Sie zu dem Foto, Mrs. Seymour?« erkundigte sich Bill. »Manche behaupten ja, es sei eine Fälschung.«

»Ich stimme denen zu.«

»Nein, das ist keine Fälschung!« schrie Gordon. »Ich habe euch beide aufgenommen, als ihr im Wohnraum wart. Es ist keine Fälschung, verdammt!«

Die Frau blieb gelassen. »Hören Sie nicht auf ihn, er redet Unsinn. Ich sagte Ihnen schon, daß er mit den Nerven nicht so in der Reihe ist. Das haben die Ärzte auch festgestellt. Sie wollten ihn in eine Klinik stecken, aber ich war dagegen. Ich habe meinen Mann geheiratet, ich liebe ihn, und er soll bei mir bleiben.«

»Du verfluchte Heuchlerin!« Plötzlich drehte Gordon durch. Er packte die Gabel und wollte sie seiner Frau ins Gesicht stoßen.

Bill Conolly war schneller. Nur kurz bewegte er seine rechte Hand und schüttete dem Mann den Tee ins Gesicht.

Da er noch heiß war, schrie Gordon auf. Er ließ die Gabel fallen und preßte seine Handflächen gegen die Wangen.

»Da sehen Sie, was er für eine Person ist«, erklärte die Frau. Sie blieb gelassen, fast spöttisch, und für Bills Geschmack eigentlich zu gleichgültig.

Gordon holte ein schmutziges Taschentuch hervor und trocknete damit sein Gesicht ab. Edna kümmerte sich nicht mehr um ihn, sie wandte sich an Bill. »So leid es mir für Sie tut, Mr. Conolly, aber ich glaube fest daran, daß Sie die lange Reise hierher umsonst gemacht

haben.«

»Ich aber nicht!«

Edna Seymour schaute Bill scharf an. »Soll das heißen, daß Sie meinem Mann glauben?«

»Ja, ich bin nicht davon überzeugt, denn das Foto ist keine Fälschung, Mrs. Seymour.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich bin vom Fach.«

»Fotograf?«

»So ähnlich oder auch. Ich kann meinen Beruf ebenfalls mit den Worten Journalist oder Reporter umschreiben.«

»Bitte verlassen Sie das Haus!« forderte die Frau.

Ihr Mann begann zu lachen. »Jetzt sehen Sie es, Mr. Conolly, wie diese Person reagiert. Das Monstrum, das Sie unter ihrem Dach hält, hat sie schon angesteckt.«

»Halt dein Schandmaul!« zischte Edna.

»Aber ich bitte Sie«, sagte Bill. »Keinen Streit. Ich kam nur, um das kleine Monstrum zu sehen. Selbst in London hat dieses Foto die Leute aufmerksam werden lassen.«

Der Mann rieb seine Handflächen gegeneinander. »Jetzt bin ich gespannt, Edna, wie du dich aus dieser Lage wieder herausmanövrieren willst. Wahrscheinlich gar nicht.«

Sie ging nicht auf die Bemerkung ein und sagte zu Bill gewandt: »Es gibt in diesem Haus kein Monster, Mr. Conolly. Merken Sie sich das!«

»Soll ich es Ihnen zeigen?« schrie Gordon und sprang von seinem Stuhl hoch. »Es hat sich hier irgendwo im Haus verborgen. Ich kann es ja rufen.« Er begann zu schreien. »Ronny, komm zu deinem Vater. Wir warten hier auf dich. Ronny, mein kleiner Liebling, komm her!«

Edna wurde blaß. »Ich möchte«, sagte sie langsam, »daß Sie verschwinden, Mr. Conolly.«

Ihr Mann schlug mit der Faust hart auf den Tisch. Tassen und Teller wackelten, das Besteck tanzte.

»Und ich möchte, daß er bleibt«, sagte er energisch.

»Dann garantiere ich für nichts!«

»Ja, ja!« schrie Gordon. »Das ist genau ihre Art. Geben Sie acht, Mister, meine Frau ist bewaffnet. Die hat ein Messer. Wahrscheinlich steckt es unter ihrem Pullover. Soll ich mal nachsehen?« Er beugte sich Edna entgegen, die blitzschnell ausholte und ihrem Gatten die flache Hand ins Gesicht schlug.

»Rühr mich nicht an!« fauchte sie.

Gordon aber grinste nur scharf und rieb seine getroffene Wange. Beinahe verschwörerisch zwinkerte er dem Reporter dabei zu.

Für Bill stand fest, daß in dieser Familie eine Menge nicht stimmte. Er mußte nur noch herausfinden, um was es genau ging und wie sich

die Dinge verteilten. Bill wollte bei den Seymours bleiben und dabei versuchen, ausgleichend zu wirken.

Deshalb wandte er sich an die Frau. »Wenn Sie tatsächlich nichts zu verbergen haben, kann Ihr Mann mir das Haus doch zeigen. Ich jedenfalls wäre für einen Rundgang.«

»Ich will es aber nicht!«

»Und wir gehen doch!« Ungeachtet des Schlages packte Gordon seine Frau und schüttelte sie durch.

»Du kannst uns nicht aufhalten, verdammte Ignorantin.« Seine Augen bekamen einen triumphierenden Ausdruck. »Endlich ist es mir gelungen, mich durchzusetzen. Endlich ist jemand da, der auf meiner Seite steht und dich sowie das verfluchte Monstrum ernst nimmt. Wir werden es finden und killen.«

Edna lachte nur. »Ihr werdet gar nichts. Ich geben Ihnen, Mr. Conolly, noch eine Chance. Verlassen Sie mein Haus und die Stadt. Fahren Sie dorthin zurück, wo Sie hergekommen sind.«

»Das werde ich auch«, erklärte Bill und sah schon die Enttäuschung auf dem Gesicht des Mannes.

»Aber erst, wenn ich das Haus durchsucht und Ihren Sohn gefunden habe.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Sie sind verrückt. Sie müssen einfach verrückt sein. Sie haben sich hier in eine Idee verrannt, die einfach nicht akzeptabel ist…«

Bill erhob sich. »Da ich das Einverständnis des Hausherrn besitze, brauche ich Ihres nicht, Madam. Sie sollten vernünftig sein und sich nicht sträuben. Das ist nicht gut, glauben Sie mir. Das Foto in der Zeitung hat einige Menschen aufgeschreckt. Dieser Fall muß geklärt werden, verstehen Sie? Wenn ich es nicht tue, kommen andere Reporter, die sicherlich nicht soviel Rücksicht Nehmen wie ich.«

Edna gab keine Antwort. Sie stand neben dem Tisch und nickte. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Bill war froh, daß sie nicht mehr so scharf reagierte. Er hatte im Prinzip keine Lust, das Haus zu durchsuchen, deshalb schlug er ihr vor, den Sohn zu holen.

Gordon war sofort Feuer und Flamme. »Ja, verdammt, hol deinen Sohn her. Los, her mit dem Monster!«

Sie beachtete ihren Mann nicht. »Es gibt kein Monster«, erklärte sie leise. »Es gibt einfach keines. Sie, Mr. Conolly, irren sich, wenn Sie immer davon reden.«

»Das Weib lügt!« kreischte Gordon.

Bill nickte ihm zu. »Jetzt liegt es an Ihnen, Mister, mir das Gegenteil zu beweisen.«

Er lachte. »Das werde ich auch, das werde ich, verdammt. Darauf können Sie sich verlassen…«

Sie verließen die Küche.
Edna blieb zurück, den Blick auf die Rücken der beiden Männer gerichtet.
Erst als diese die Tür fast hinter sich zugezogen hatten, bewegte sie ihren Arm. Sie winkelte ihn leicht an und schob die Hand unter den Rand des Pullovers, wo die Finger den Griff des Messers umklammerten…

***

Unter Umständen konnte man dem Wirt vieles nachsagen, eines aber nicht. Er hatte nicht gelogen, als er uns den Weg beschrieb. Wir waren zunächst noch gut weitergekommen, hatten uns auf normalen Straßen bewegt und waren den Bergen entgegengefahren. Die Breite der Straße blieb auch, nur änderte sich der Belag. Wir rollten nicht mehr auf Asphalt weiter, sondern über kleine Schottersteine, die, durch die Reifen aufgewühlt, gegen den Unterbodenschutz hämmerten, so daß es sich anhörte, als würden Erbsen gegen Blech springen.
Eine einsame Gegend nahm uns auf. Menschenleer, aber von einem herbstlichen Bild geprägt, das man als wunderbar bezeichnen konnte. Ein Maler hätte herrliche Motive entdeckt. Es war einfach eine Wohltat für das Auge, die Farbenpracht der Blätter zu sehen, die zum Teil noch an den Bäumen hingen und verzweifelt versuchten, die Kraft der blassen Herbstsonne aufzusaugen.
Das schafften sie nicht mehr. Irgendwann in den nächsten Tagen würden sie ebenfalls sterben und von den ersten Stürmen, die gewiß kamen, von Ästen und Zweigen geweht werden.
Der Lauf der Dinge, die zum Glück noch niemand hatte beeinflussen können. Es war kaum vorstellbar, daß wir zu einem Gebiet wollten, wo es diese Natur nicht gab, wo der Mensch radikal in das Leben eingegriffen hatte.
Die Strecke führte permanent bergauf. Nicht sehr steil, aber hoch ging es immer.
Der Wald kam näher. Wir sahen ihn, wenn es uns einmal gelang, einen Blick durch die hohen Büsche zu werfen oder über sie hinwegzuschauen. Er wuchs an den sanften Hängen und breitete sich auch innerhalb der Täler aus, deren Mulden er ebenfalls herbstlich bunt gefärbt hatte.
»Bis wir nicht mehr weiterkommen, sollen wir fahren«, sagte John und schaute aus dem Fenster.
»Ich zumindest sehe noch keine Spuren der Katastrophe.«
»Warte mal ab.«
Es ging noch weiter, auch wenn wir durch Querrinnen hüpften oder über Bodenwellen glitten.
Wenige Minuten nach dieser Bemerkung war es dann soweit. Der

Weg endete vor einer dichten Buschgruppe, die ihn praktisch wie eine Grenze abschloß.

»Das war's«, sagte Suko und öffnete die Tür.

Auch ich stieg aus. Vor uns lag ein Fußmarsch. Über die Länge der Strecke wußte keiner von uns Bescheid. Zum Glück aber brauchten wir uns nicht durch die Büsche zu schlagen, wir fanden einen schmalen Pfad, den wir nehmen konnten.

Zwar war er an vielen Stellen zugewachsen, so daß wir die Zweige zur Seite räumen mußten, aber wir kamen wenigstens voran und drangen tiefer in den herbstlichen Wald ein, der uns umgab wie eine schweigende Mauer.

Genau dieses Schweigen machte uns mißtrauisch. Beide spürten wir es wie einen großen Druck.

Suko wunderte sich lautstark darüber. »Ich habe das Gefühl, als würde etwas nicht stimmen«, erklärte er. »Dieser Wald ist einfach anders.«

»Wieso?«

Mein Partner blieb stehen. Über seinem Kopf wippten die Enden eines hohen Busches. Weiter zurück drängten Bäume ihr laubiges Dach gegen den Himmel.

»Was hörst du?« fragte er mich.

»Deine Stimme.« Ich grinste.

»Ja. Und sonst?«

Ich schaute in die Runde. Mein Freund hatte recht. Es war tatsächlich so gut wie nichts zu hören. Kein Vogelgezwitscher, kein Huschen oder Rascheln. Eine sehr ungewöhnliche Szenerie. Man konnte sie schon als tot bezeichnen.

»Die Natur hat Reißaus genommen«, sagte ich. »Und bestimmt nicht ohne Grund.«

»Wahrscheinlich befinden wir uns am Rand des Gebiets.«

»Man könnte auf einen Hügel steigen«, schlug ich vor.

»Oder weitergehen.«

Wir entschieden uns für Sukos Vorschlag. Noch sahen wir den Pfad. Er führte uns tiefer in diese schweigende Waldwelt hinein, wo als einzige Geräusche nur unsere Schritte zu hören waren und das Rascheln der Zweige, wenn wir sie zur Seite schoben.

Manchmal sahen wir auch den Himmel. Er schimmerte in einem nahezu klaren Blaßblau. Wenn man ihn sah, war kaum zu glauben, daß wir uns einem Gebiet näherten, in dem eine Katastrophe stattgefunden hatte.

Etwa fünfzehn Minuten später erkannten wir bereits die ersten Anzeichen. Ich sah es an den Blättern der Birken. Sie verloren ja mit als erste das Laub. Was allerdings noch an den Zweigen hin, zeigte eine Färbung, die mir unangenehm auffiel.

Sie war nicht tiefgelb oder rot, sondern präsentierte sich uns in einem Schwarz, als hätte man ihre Ränder mit einer Teerschicht bedeckt. So etwas hatte ich noch nie gesehen, blieb stehen und rieb ein Blatt zwischen Daumen und Zeigefinger.

Es fühlte sich an wie Gummi. Keine Asche rieselte zu Boden. Das Zeug war klebrig, aber es blieb nicht an meinen Fingern hängen. Ich nickte Suko zu. »So ähnlich wird es auch weiterhin aussehen.«

Nein, es wurde schlimmer. Wir brauchten nicht einmal sehr weit zu laufen, als wir die dunklere Wand vor uns sahen. Wir hatten gewissermaßen einen großen Taleinschnitt zwischen zwei bewaldeten, sanften Hügelhängen erreicht.

Das Tal war breit, wir konnten die Hügel und deren Bewuchs sehr gut erkennen und was sich da unseren Blicken präsentierte, war mit dem Begriff furchtbar zu umschreiben.

Neben mir flüsterte Suko: »Mein Gott, das ist ja schrecklich…«

Ich nickte nur. Schweigend gingen wir weiter. Unter unseren Sohlen war das Gras zu einem braunen Brei geworden. Kein grüner Halm schimmerte mehr hindurch.

Die Gegend wurde immer gespenstischer. Der Wind weht gegen kahle, wie zerfressen aussehende Zweige und bewegte sie, als wären sie die dürren Arme eines Toten.

Manchmal mußten wir uns den Weg bahnen. Dann knickten wir die sperrigen Hindernisse einfach ab. Sie fielen zu Boden, und wir befanden uns wenig später auf einer Lichtung inmitten des Waldes.

Was man unseren Augen hier zumutete, war einfach schrecklich. Ich hatte die Hände geballt und spürte auf, meinem Rücken den kalten Schauer, der nicht weichen wollte.

Viele Menschen hatten die Schrecken eines Atomkrieges beschrieben, den niemand überleben konnte. Auch dieser Wald sah so furchtbar aus: Kalt, leer und tot…

Sukos Gesicht war blaß geworden. Wahrscheinlich beschäftigten ihn die gleichen Gedanken wie mich. »John«, flüsterte er mir zu. »Ich kann mir nicht helfen, aber irgendwie fühle ich mich hier verkehrt. Eigentlich hätten auch wir tot sein müssen. Da gibt es einfach kein Leben mehr. Das ist unmöglich.«

»Und die Boy Scouts?«

Er hob die Schultern. »Hast du eine Theorie?«

»Vielleicht ist es ihnen gelungen, sich in Sicherheit zu bringen.«

»Weshalb sind sie dann nicht zu ihren Eltern zurückgekehrt?« fragte Suko gegen.

»Möglicherweise haben sie sich nicht getraut und sind durch den erlebten Schrecken gezeichnet worden.«

Der Inspektor schaute mich an.

»Was hast du?«

»Durch den Schrecken oder die Vorgänge gezeichnet, John. Du weißt, was du da gesagt hast.«

»Natürlich. Es ist eine schlimme Theorie. Aber denk an das Foto in der Zeitung. Wer sagt dir, daß es nur diesen Jungen erwischt hat? Ich rechne damit, daß es den anderen ähnlich ergangen ist.«

Suko spann den Faden weiter. »Da sie nicht aufgetaucht sind, könnten wir davon ausgehen, daß sie sich noch hier in der Umgebung befinden und sich im Wald versteckt halten.«

»So denke ich auch.«

»Aber wer kann hier seine Wohnstatt oder seinen Lebensraum finden? Kannst du mir da eine Antwort geben?«

»Nein. Nur Monstren, nur Wesen, die kaum noch etwas Menschenähnliches an sich haben. Gezeichnet.«

»Ja, das meine ich auch.«

Es war windstill geworden. Kein Blätterdach hinderte die Sonnenstrahlen daran, sich über dem trostlosen und toten Gebiet auszubreiten.

Der Wald wurde von oben her erhellt. Das Sonnenlicht breitete einen Teppich aus, der in den Wald hineinstrahlte und noch mehr Details hervorriß. Wir hatten uns auf der Lichtung aufgehalten. Suko hatte einen Stock gefunden und ihn dort gereinigt, wo er ihn anfaßte. Mit dem Stock wühlte er den Boden auf.

Der Untergrund war sehr weich. Suko konnte mit seinem Stock bis in Kniehöhe eindringen, und er stieß plötzlich auf einen Widerstand, der unter diesem Schmierfilm lag.

Ich hatte ihm interessiert zugeschaut und ging jetzt näher, als sich Suko bückte und den Gegenstand hochnahm. »Weißt du, was das ist?«

Ich schaute mir das Fundstück an und nickte. »Das sieht mir nach einer Feldflasche aus.«

»Richtig. Sie besteht aus Kunststoff und ist nicht vergangen.« Der Inspektor schaute sich um. »John, ich habe das Gefühl, daß wir dort stehen, wo die Gruppe der Boy Scouts gelagert hat. Genau hier müssen sie von dem Grauen überrascht worden sein. Vielleicht haben sie auch noch in den Wald fliehen können.«

Ich schlug meinem Freund auf die Schulter. »Weißt du, es hat keinen Sinn mehr, daß wir noch länger hier auf der Lichtung bleiben. Ich will den Wald durchsuchen.«

»Und sie finden.«

»Hoffentlich.«

»Für dich stellen sie eine Gefahr dar?«

»Wenn sie noch leben, ja«, antwortete ich. »Aber man weiß nie, was hier alles passiert ist. Dieses Waldstück ist mir unheimlich. Es kommt mir vor, als stünde es in einer anderen Welt. Ich glaube allerdings nicht, daß sich ein dämonischer Einfluß dafür verantwortlich zeigt.«

»Sondern?«
»Komm, Suko, das weißt du ebenso wie ich. Hier hat jemand experimentiert. Irgendein verdammtes Gift gesprüht, das die Natur so restlos hat sterben lassen. Und es war Professor van Dyken, dessen Analyse so brisant gewesen sein mußte, daß man ihn dafür umgebracht hat. Hier ist eine riesengroße Schweinerei passiert.«
»Ich gebe dir im Prinzip recht, John, nur hast du eines vergessen. Wenn die Menschen ebenfalls durch das Gift getroffen worden sind, wieso ist es ihnen möglich, daß sie sich nicht nur auf diese schreckliche Art und Weise veränderten, nein, sie konnten sogar noch weiterleben, wie man auf dem Foto erkannte. Genau das hat mich stutzig gemacht.«
»Was folgerst du daraus?«
»Eigentlich nichts oder noch nichts. Es ist nur ein vager Gedanke. Vielleicht haben wir es hier nicht nur mit einem Vorgang zu tun, sondern gleich mit zweien. Einem normalen, erklärbaren und einem dämonischen, der noch im Hintergrund liegt.«
»Das wäre ein wirklicher Zufall.«
Suko lächelte mich an. »John, sei ehrlich. Glaubst du in unserem Job noch an Zufälle?«
»Nicht mehr so recht.«
»Ich auch nicht. Deshalb gehe ich davon aus, daß alles im Leben eine gewisse Bedeutung hat und einer Bestimmung unterworfen ist. Sollte hier tatsächlich noch ein zweites Ereignis mit eine Rolle spielen, können wir nicht von einem Zufall sprechen.«
An Sukos Theorie war etwas dran. Aber noch hatten wir keine Beweise.
Der Chinese nahm meinen Gedankenfaden auf. »Deshalb sollten wir in dem Wald nach Beweisen suchen.«
»Das hatte ich vor.«
Bisher waren wir auf der Lichtung geblieben, nun aber tauchten wir ein in ein Gebiet des Schreckens und des Horrors, wo jeder Baum einem Monstrum glich, das nach uns greifen wollte.
Ich suchte nach Vergleichen und fand kaum welche. Ein totes Stück Erde mit Bäumen bedeckt, die mir vorkamen wie außergewöhnliche Grabstätten. Jeder sah irgendwie anders aus, obwohl sie alle kahl waren. Sie bildeten Figuren, Erinnerungen aus einem Totenreich, wo es keine Sonne gab und das Leben, das vorhanden war, der Zerstörung preisgegeben wurde. Manche unter ihnen erinnerten an Menschen, die einen schiefen Halt gefunden hatten und in letzter Verzweiflung dicht vor dem Untergang noch ihre kahlen Arme ausstreckten, um nach irgendwelchen Rettungsankern zu greifen.
Eine furchtbare Welt…
Der Schauer auf meinem Rücken blieb. Wenn wir gingen, knackte

nichts unter unseren Schuhen.

Der Boden war weich, das Laub ein einziger, fauliger, braunschwarzer Schlamm.

Es war auch nicht ruhig, in dem Gebiet. Hin und wieder hörten wir ein Knacken. Immer dann fielen noch kleine Zweige oder Äste von den Stämmen und stachen ein in den widerlichen Matsch.

Aus unserer Perspektive war nicht abzuschätzen, wie gewaltig das zerstörte Gebiet war. Wir hätten es schon überfliegen müssen, um die gesamten Ausmaße zu erkennen.

Noch immer schien die Sonne.

Ein blasser Ball stand hoch über dem Wald. Wenn das Licht breit gefächert auf das Gebiet traf, dann nahmen auch die Bäume eine andere Farbe an. An einigen Stellen wirkten sie rotbraun. Dort schimmerten sie an ihrer Stammrinde, die auch nicht mehr war als ein weiches, gummiähnliches Geschmier, das sich noch am Holz festklammern wollte.

Sehr oft mußten wir uns ducken. Ich wollte nicht, daß tief erhängende Zweige über mein Gesicht strichen und dort irgendwelches Gift hinterließen.

Ich wunderte mich über die relativ klare Luft. Kein Wunder, die Katastrophe war vorbei.

An einigen Stellen fielen Tropfen von den Ästen. Was das für ein Zeug war, wußte ich nicht, sah aber zu, nicht getroffen zu werden.

Suko hatte sich von mir getrennt.

Ich sah ihn weiter rechts durch den Wald stampfen.

Der Boden war nicht eben. Es gab Erhöhungen, aber auch kleine Mulden, in die wir hineingerieten und hineinrutschten. Allgemein aber führte die Strecke bergauf.

Wir befanden uns inmitten dieses toten, abgestorbenen Gebiets. Eine Spur von Leben hatten wir leider nicht entdecken können. Suko hob sich zwischen zwei Baumstämmen wie ein Schattenriß ab.

Er drehte mir den Rücken zu und schaute in eine andere Richtung.

Da hörte ich seinen Ruf. »Verdammt, John, komm her!«

Ich eilte zu ihm. Beim Heben der Füße blieb zäher, brauner Schmier unter den Sohlen kleben.

»Was ist denn?«

Suko hob einen Arm und deutete auf einen Hang inmitten des Waldes. Dort standen die Bäume sehr dicht. Die Tannen und Fichten hatten ihre Nadeln verloren. Aus dieser Entfernung gesehen, bildeten sie ein undurchdringliches Geflecht.

»Ich habe etwas gesehen, John.«

»Was und wo genau?«

»Zwischen den Nadelbäumen hat sich etwas bewegt. Es muß mich auch entdeckt haben, denn es ist plötzlich verschwunden.«

»Ein Mensch?«
Suko hob die Schultern. »Ich würde es verneinen, aber wenn ich an das Foto denke…«
»Also noch so ein Monster?«
»Ja.«
Ich hatte es nicht gesehen und wollte es auch nicht so recht glauben. »Bist du dir sicher?«
Suko nickte. »Ja, an eine optische Täuschung oder Einbildung glaube ich nicht.«
»Laß uns hingehen.«
Wir hatten unsere Waffen bisher nicht gezogen und ließen sie auch weiterhin stecken. Wenn Suko mit seiner Entdeckung richtig lag, konnten wir möglicherweise davon ausgehen, unter Beobachtung zu stehen, und das gefiel mir überhaupt nicht. Wenn ich mir vorstellte, daß irgendwo Monstren hausten, die uns in ihrem Blick behielten, wurde mir ganz anders.
Ein paarmal schaute ich zurück, sah aber nur die tote Kulisse.
Es war nicht einfach, den Hang hochzukommen. Wie überall lag auch auf ihm der Schmierfilm.
Diesmal bestand er aus den Überresten der Nadelbaum-Kleider und war noch glatter.
Schräg stiegen wir ihn hoch. Unsere Füße sanken tief ein. Längst waren unsere Hosenbeine beschmiert, lösten sich aber nicht auf.
Vor den ersten kahlen Nadelbäumen blieben wir stehen. Suko deutete zu Boden. »Hier ist es gewesen«, erklärte er.
Wir suchten nach Abdrücken. An einigen Stellen war der Boden tatsächlich aufgewühlt, als hätte eine Katze gescharrt.
Suko bückte sich, um die Spuren genauer zu untersuchen, mußte aber aufgeben. »Da läuft alles wieder zu. Jedenfalls wissen wir jetzt, daß wir doch nicht allein hier im Wald stecken.«
»Womit an einen Rückweg vorerst nicht zu denken wäre.«
»Das meine ich auch.«
Ich grinste knapp. »Bill Conolly wird sich wundern. Er wartet ja auf uns.«
»Kann man nichts machen. Wenn wir höhergehen, können wir uns an den Bäumen festhalten.« Ich ahnte die Bewegung mehr, als daß ich sie sah. Zudem war sie über uns erfolgt. Vielleicht war es auch der Tropfen, der mich erwischt hatte, jedenfalls hob ich den Kopf, schaute in die Höhe und sah die Gestalt, die in einem kahlen Baum hockte und sich urplötzlich abstieß, so daß sie uns entgegenfiel…

***

Ich hatte Suko noch gewarnt, und er hatte sehr gut reagiert. Aus dem Stand war er zur Seite gehechtet, fiel zu Boden, überrollte sich und

glitt den kleinen Hang hinab.

Ich duckte mich nur, da ich gesehen hatte, daß mich das Monstrum nicht erwischen würde.

Vor mir kam es auf.

Es sah im ersten Moment aus wie ein Gnom, weil es sich so zusammengeduckt hatte. In dieser Haltung blieb es nicht sehr lange, denn plötzlich jagte es in die Höhe und kam mir vor wie ein kleiner Springball oder Kastenteufel. Seine überlangen Arme hielt es ausgestreckt, die Augen in seinem Gesicht waren blaßblaue Kreise, sogar ziemlich klein, dafür besaß sein Maul um so größere Ausmaße.

Vor mir befand sich kein Skelett, obwohl es kaum dicker war als ein solches. Eine dünne, braune, papierartige Haut spannte sich um den Knochenkörper und um das Gesicht. Eingefallen waren die Wangen, die Nase überhaupt nicht mehr vorhanden, so daß wir in zwei dunkle Löcher schauen konnten. Es hatte sich noch nicht aufgerichtet, saß sprungbereit in der Hocke und stieß keuchende Laute aus.

War es ein Mensch?

Auf dem Kopf wuchsen nur noch Haarinseln. Ein dunkles Gestrüpp, an dünnen Draht erinnernd, der rechts und links bis zu den Ohren hing. Der Blick war kalt und böse, als wäre er auf Vernichtung programmiert.

Hinter dem Monster war Suko wieder auf die Beine gekommen. Wir hatten es praktisch in die Zange genommen. Da es sich nicht rührte, riskierte ich einen schnellen Blick in die Umgebung, sah allerdings von weiteren Gestalten nichts.

Suko hatte seine Dämonenpeitsche gezogen, einmal den Kreis geschlagen, so daß die drei Riemen herausrutschen konnten. Beruhigend winkte er mir mit der freien Hand zu.

Ich überlegte, was ich da vor mir hatte. War es ein Tier, ein Mensch oder eine Mischung aus beiden?

Ich dachte eher an ein Monster. Und Monster waren gefährlich. Wie auch dieses hier.

Plötzlich stieß es sich ab.

Ich wunderte mich noch über den kraftvollen Sprung, der es hangaufwärts katapultierte. Dabei breitete es seine Arme aus, als wollte es zu einer für mich tödlichen Umklammerung ansetzen.

Ich tauchte zur Seite weg und hatte mich gleichzeitig geduckt, so daß es mich verfehlte.

Aber es war sofort wieder auf den Beinen, drehte sich und das genau in meinen Schlag.

Im Gesicht traf ich das Monstrum. Unter meinen Knöcheln spürte ich die seltsam weichen Knochen.

Das Monstrum fiel zurück, drehte sich auf dem Boden, kam wieder hoch und rannte weg.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Es hatte auch keinen Sinn, es durch Schüsse stoppen zu wollen.

Wie ein Wiesel und im Zickzack laufend nutzte es die natürlichen Deckungen der entlaubten Bäume aus und verschwand aus unserem Blick.

Einige Zweige riß es noch ab. Wir hörten das Knacken und Brechen, das allerdings sehr bald verwehte.

Ich schüttelte den Kopf und dachte dabei, daß ich einmal überrascht worden war, ein zweitesmal nicht mehr.

Das nahm ich mir vor. Auch Suko kam kopfschüttelnd näher.

»Daß uns so etwas passieren konnte, John. Verflixt, wir hätten es einfangen sollen und…« Er winkte ab.

»Jedenfalls wissen wir, was uns erwartet«, erklärte ich, »und können uns danach richten.«

»Vergleiche es mal mit dem Foto in der Zeitung.«

Ich überlegte kurz. »Gab es da einen Unterschied?«

»Mir kam diese Figur, wie ich sie mal nennen will, eigentlich größer vor.«

»Es kann auch täuschen.«

»Natürlich.«

»Was machen wir jetzt?« fragte ich eigentlich mehr zu mir selbst.

»Ich habe mir das Gebiet zuvor auf der Karte angesehen, John, und erkannt, daß wir uns in der Nähe einer Hügelkuppe befinden. Wir sollten sie erklimmen. Solange es noch hell ist, werden wir von dort aus einen guten Überblick besitzen. Von dort aus können wir auch überblicken, wie groß das zerstörte Gebiet ist. Einverstanden?«

»Habe ich dir jemals einen Wunsch abgeschlagen?«

»Nein, das kannst du auch nicht.«

»Wieso?«

»Weil meine Wünsche und Vorschläge wie immer top sind, mein lieber John!«

Gegen eine solche Antwort kam selbst ich nicht an…

***

Gordon Seymour blieb dicht neben Bill Conolly stehen und faßte nach dessen Arm. Sie hätten den Keller noch nicht erreicht, in den der Mann Bill führen wollte. Dicht vor der Tür hielten sich die beiden auf.

»Ich sage Ihnen, Mr. Conolly, das Monstrum kann sich nur im Keller befinden. Ich habe es jedenfalls noch nicht dort hervorkommen sehen. Ich konnte nur erkennen, daß es die Tür an der Außentreppe nahm.«

Bill drückte sich etwas zurück. Der Mann roch nach Schweiß. Er hätte mal duschen sollen. »Aber hundertprozentig sind Sie sich auch nicht?«

»Was ist schon absolut? Wir hätten höchstens meine Frau fragen

können, die aber steckt mit dem Teufel unter einer Decke. Er ist ein Teufel, Mr. Conolly, das sage ich Ihnen.«

Bei den letzten Worten hatte Gordon Seymours Gesicht eine Gänsehaut bekommen. Seine Augen waren weit geöffnet, er atmete scharf durch die Nase. Da er sich lange nicht rasiert hatte, bedeckten Bartschatten seine Wangen.

»Ist die Tür offen?«

Seymour grinste. »Mein Weib wird sich hüten, sie abzusperren. Sie braucht für ihren Sohn freie Bahn im gesamten Haus, verstehen Sie?«

»Ungefähr.«

Seymour legte einen Finger auf die Lippen und griff mit der freien Hand.:: nach der Klinke. Sehr behutsam, als fürchtete er sich davor, etwas falsch zu machen, drückte er sie nach unten und konnte wenig später die Tür aufziehen.

Sie schwang den beiden Männern entgegen, so daß diese in die Dunkelheit des Kellers schauen konnten.

Es war tatsächlich stockfinster. Fenster gab es nicht im Flur. Bevor Seymour den Keller betrat, schaute er sich noch um. Von seiner Frau war nichts zu sehen.

Er lachte leise. »Sie weiß genau, was Sache ist und hält sich zurück. Die hat Angst davor, daß wir ihr kleines Monster killen.«

»Es ist Ihr Sohn!«

»Nein, Conolly, nein!« zischte er. »So etwas ist nicht mein Sohn. Das ist einfach grauenvoll.«

»Wie Sie meinen.«

Gordon tippte Bill gegen die Brust. In seinen Augen lag ein warnender Ausdruck. »Denken Sie immer daran, Mr. Conolly, Edna ist mit einem gefährlichen Messer bewaffnet. Wir haben einen Fehler gemacht, denn wir hatten es ihr abnehmen sollen.«

»Ich habe es nicht gesehen.«

»Und ich weiß es.«

Er hatte sich endlich überwunden, den Keller zu betreten. Er war wie zahlreiche andere auch.

Schmutzig, dunkel, feucht und auch kalt. Die Steintreppe sah grau aus.

Gordon knipste das Licht an. Der trübe Schein erhellte die Umgebung notdürftig. Spinnweben hingen klebrig unter der Decke und in den Türwinkeln. Im schwachen Licht glitzerten sie und vibrierten leicht im durch den Keller streichenden Windzug.

Gordon Seymour war schon vorgegangen und am Ende der Treppe stehengeblieben. Er winkte Bill zu. »Kommen Sie doch, Mr. Conolly, wir haben bestimmt nicht soviel Zeit.«

Die Stufen waren ziemlich hoch. Bill hielt sich vorsichtshalber am grau angestrichenen Geländer an der rechten Wandseite fest, als er

nach unten ging.
Die Lampe hing ziemlich weit von der Treppe entfernt. Sie brannte hinter Seymours Rücken. Eine zweite Funzel leuchtete in der Tiefe des Kellers, wo sie eine Lichtinsel schuf.
»Haben Sie eine Ahnung, wo er sich verborgen halten könnte?« fragte Bill leise.
»Nein.«
»Aber Sie kennen den Keller?«
Seymour kicherte leise. »Ja!« wisperte er, »ich kenne ihn. Es gibt praktisch vier Räume und die alte Waschküche, durch die man gehen muß, um in den Hof zu gelangen. Das Haus hier ist schon älter. Man hat früher eben so gebaut.«
Die erste Tür sah Bill rechts. Durch einige Löcher in den Holzbrettern konnte man hindurchschauen.
Conolly zog seine Pistole.
Seymour lachte plötzlich. »Das ist gut. Irre, daß Sie bewaffnet sind, Bill. Da wird es auch dieses Monstrum schwer haben.«
»Vorausgesetzt, es widersteht den Kugeln nicht.«
»Wieso?«
»Haben Sie es töten können?«
Gordons Gesicht nahm einen erschreckten Ausdruck an. »Verdammt, nein, da haben Sie recht.«
»Eben.«
Der Reporter ließ den anderen stehen und drückte die rechts von ihm aufwachsende Tür nach innen.
Er schaute in einen kleinen, düsteren Raum, der auch ein Fenster besaß.
Es war nicht mehr als ein armbreiter Spalt dicht unter der Decke. Durch ihn sickerte auch kaum Licht.
Ansonsten bedeckten Kohlen einen Teil des Bodens. Wenn sich das Monstrum nicht unter diesem Berg verborgen gehalten hatte, war es bestimmt nicht im Raum.
Eine kleine Lampe trug Bill stets bei sich. Er verzichtete allerdings darauf, den Keller abzuleuchten und ging zu Seymour, der seinen Standplatz nicht verändert hatte. Er schaute nur mehr die Treppe hoch, als rechnete er mit dem Auftauchen seiner Frau oben an der Kellertür.
Die aber blieb in der Wohnung, und Seymour sah Bills Kopfschütteln. »Da war nichts.«
»Es gibt ja noch mehr Räume.«
Sie gingen weiter. Im Lichtschein fühlte sich Bill nicht wohl. Er trat einen großen Schritt vor, um ihn verlassen zu können. Der Schein fiel auch auf die zweite Kellertür.
Sie lag in einer Nische und stand halboffen.

»Hier kann er sein!« hauchte Gordon.
»Was befindet sich dort?«
»Vorräte. Edna hat immer gehamstert, als würde in der nächsten Woche ein Krieg ausbrechen.«
»Gut, bleiben Sie zurück.«
Bill betrat allein den Keller und verschwand auch sehr schnell von der Schwelle, weil sich seine Gestalt dort zu sehr vor dem dunklen Hintergrund abzeichnete. In der Rechten hielt er die Beretta, in der Linken die kleine Lampe, deren Strahl er in die Dunkelheit des Raumes schickte.
Das bleiche Licht traf eine ebenfalls bleiche Wand, die mal weiß getüncht gewesen war, jetzt aber graue Schatten zeigte. Dazwischen sah Bill ein Muster, geworfen von einem Regal, das halb in den Raum hineinragte und mit Konservendosen gefüllt war.
Sie glänzten matt, als der Lampenstrahl über sie hinweghuschte. Später traf er in Ecken, wo auch Kartons so dicht an der Wand standen, daß sich niemand hinter ihnen verbergen konnte.
»Sehen Sie was?«
»Nein.«
Bill hörte die Schritte, als Seymour zu ihm kam. Sein Schatten fiel in den Keller. Er hatte den Kopf vorgestreckt und erinnerte in diesem Moment an einen großen Vogel.
»Keine Chance«, sagte Bill. »Verdammt auch.«
Der Reporter lächelte. »Sie können sich nicht geirrt haben, Mr. Seymour?«
Er widersprach heftig. »Auf keinen Fall. Das Monstrum muß einfach hier stecken. Das ist ein idealer Ort, um sich zu verbergen.«
»Und wenn es nun den Keller über die Außentreppe verlassen hat und sich wieder im Haus aufhält?«
Da war Gordon zunächst einmal sprachlos. »Gut wäre das nicht«, meinte er nach einer Weile.
»Ronny und seine Mutter könnten dann neue Pläne schmieden.«
»Eben.«
»Was schlagen Sie vor, Mr. Conolly?«
»Wir werden den Keller trotz allem noch durchsuchen und anschließend wieder hochgehen. Ich werde Ihrer Frau die entsprechenden Fragen stellen und auch die richtigen Antworten bekommen. Darauf können Sie sich verlassen, Mr. Seymour.«
Er rieb seine Hände und drehte sich dabei um. »Wenn Ihnen das gelingt, Bill, sind Sie ein Meister.«
»Wir werden sehen.« Der Reporter folgte dem Hausherrn hinaus in den Kellergang.
Sie hatten ihn kaum betreten, als es passierte.
Plötzlich verlosch das Licht!

***

Bill Conolly ging augenblicklich einen kleinen Schritt zurück, bis er auf der Schwelle stand. Er hörte einen erschreckten Ruf. Gordon Seymour hatte diesen kieksenden Laut von sich gegeben.

»Bleiben Sie stehen!« flüsterte Bill, weil er die Schritte hörte, als sich der Mann entfernte. Er wollte noch nach ihm greifen, aber Seymour war zu weit weg.

Bill Conolly ahnte etwas von der Gefahr, die auf sie beide lauerte. Aus Spaß war nicht verdunkelt worden. Dafür konnten sich zwei Personen verantwortlich zeigen.

Edna oder das Monstrum, das Bill Conolly noch immer nur von dem Foto her kannte.

Sekunden der Stille vergingen. Auch der Hausherr hielt sich an Bills Anweisungen. Er rührte sich nicht vom Fleck. Aber er hatte sich nicht gut unter Kontrolle. Während Bill flach durch den Mund atmete, vernahm er das schwere Luftholen des anderen.

Conolly hatte sich an den Kellergeruch gewöhnt. An den Staub, die Feuchtigkeit und an die schlechte Luft. Etwas strich über seine Stirn. Ein hauchdünnes Spinnwebenband.

Ein Nervenkrieg begann. Bill kannte sich selbst gut genug. Er würde ihn durchstehen. Aber wie verhielt es sich mit Seymour? Der Mann hatte einiges erlebt. Durch die Ereignisse war er aufgeputscht worden. Wahrscheinlich besaß er die Nerven nicht, mit denen seine Frau Edna ausgestattet war.

Der Reporter behielt recht. Zuerst vernahm er einen fast keuchenden Atemzug, dem ein tiefes Luftholen folgte. Und dann die rauhe Stimme des Hausherrn.

»Edna, du verfluchtes Weib! Ich weiß genau, daß du das Licht ausgeschaltet hast. Knips es wieder an, verdammt!«

Die Frau gab keine Antwort. Wenn sie tatsächlich im Keller stand, dann in diesem Dunkel, das sich über den Flur gelegt hatte. In den einzelnen Kellerräumen war es nicht so finster. Durch die kleinen Fenster fiel zumindest ein grauer Schimmer an Tageslicht.

»Edna, verdammt!«

»Hören Sie auf!« zischte Bill.

»Nein, dieses Weib macht mich nicht fertig. Sie hat mich in den letzten beiden Tagen genug malträtiert. Das ist vorbei. Ich werde dich holen, Edna. Ja, ich werde dich holen!« Seine Stimme kippte fast über. Sie klang rauh und krächzend und erinnerte schon an einen Sprechgesang.

»Bleiben Sie!«

Der Mann hörte nicht auf Bills Warnungen. Er ging auf die Treppe zu. Bill konnte seine Schrittfolge akustisch verfolgen. Gordon kannte sich in seinem Keller aus, dennoch ging er nicht schnell. Er schlurfte

förmlich voran und flüsterte Worte, die auch Bill nicht verstand.
Der Reporter überlegte, wie er dem Mann helfen konnte. Wenn er die Lampe einschaltete, würde er ihn zwar sehen, gleichzeitig aber auch seinen Standort verraten.
Das war nicht gut.
Bevor Bill noch eine Entscheidung treffen konnte, überrollten ihn die Ereignisse. Er glaubte, etwas zu hören, war sich aber nicht sicher, bis er das tatsächliche Geräusch vernahm, das dumpf und auch abgehackt an seine Ohren drang.
Der Reporter zuckte zusammen. Er hatte einen schrecklichen Verdacht, bekam ihn aber nicht bestätigt, weil er noch immer nicht die Lampe einschaltete.
Sekunden vergingen.
Die Schritte waren verklungen. Ein leises Schlurfen noch, das war alles. Eine drückende Stille folgte, die wenig später von unheimlich klingenden, schweren Atemzügen unterbrochen wurde. Dabei entstand ein Röcheln und Keuchen, auch Worte konnte der Reporter verstehen, und er hörte, wie der Mann nur immer den einen Namen aussprach.
»Edna… Edna…«
Jetzt riskierte Bill Conolly es. Er schaltete die Lampe ein, traf nicht sofort und mußte den Strahl etwas nach rechts drehen, um das Ziel zu erreichen.
Es war schrecklich genug.
Etwa zwei Schritte vor der letzten Treppenstufe stand Gordon Seymour. Nein, er stand nicht, er hielt sich nur mehr auf den Beinen. Sein Körper war nach vorn gebogen. Er hatte die Arme etwas angehoben und in Höhe der Brust gebracht, weil er dort etwas umklammerte, das mit dem Griff hervorragte.
Ein Messer!
Seymour selbst hatte Bill davor gewarnt. Nun war er selbst von seiner Frau erwischt worden.
Es war ein Wunder, daß er sich noch hielt. Von einer Sekunde zur anderen sackte er immer tiefer in die Knie. Er hatte den Mund geöffnet. Im Strahl der Lampe bekam das Blut, das über seine Unterlippe rann, einen metallischen Glanz. Die Tropfen fielen zu Boden und zeichneten dort eine makabre Spur.
Zwei Lidschläge später brach er zusammen. Er drehte sich noch einmal um die eigene Achse, fiel auf den Rücken und blieb mit dem Kopf zur Treppe gewandt liegen.
Bill aber richtete den Strahl über die Stufen hinweg, um die Tür anzuleuchten. Das Messer mußte von dort oben geschleudert worden sein. Edna würde da noch stehen.
Niemand stand dort.
Der Lichtschein warf einen Kreis auf die Innenseite der Tür, und Bill

wußte, daß der Nervenkrieg noch weitergehen würde…

***

Er knipste die Lampe aus!

Das war sicherer, solange er nicht wußte, wo sich die Frau verborgen hielt. Bill rechnete fest damit, daß sie den Keller nicht verlassen hatte. Nach dem Mord mußte sie sehr schnell und auch lautlos die Stufen hinuntergehuscht sein, um sich irgendein Versteck zu suchen.

Bill hatte das Nachsehen.

Kurz nur dachte er darüber nach, was diese Edna für ein Mensch sein mußte, die auf eine so brutale und eiskalte Art und Weise ihren Mann getötet hatte. Da hatte es keine Bänder oder Gemeinsamkeiten mehr zwischen ihnen gegeben, nur Haß.

Die Liebe gab sie ihrem degenerierten Sohn, der als Monster irgendwo in der Nähe lauern mußte.

Der Reporter hatte sich wieder in den Kellerraum zurückgezogen und wartete in seiner Deckung rechts von der Tür. Die andere Seite mußte sich etwas einfallen lassen. Bill hatte viel Zeit, die Typen nicht. Sie konnten es einfach nicht riskieren, daß ihnen ein Zeuge entwischte.

Momentan tat sich nichts, so daß Bill einen Blick auf das Kellerfenster werfen konnte. Es war nicht sehr groß, mehr breit als hoch. Jedenfalls zu schmal, als daß Bill sich hätte hindurchwinden können.

Da war nichts zu machen.

Es blieb der Weg über die Treppe oder der durch die Waschküche, aber die hätte der Reporter erst suchen müssen.

Er lauschte sehr konzentriert, aber außer seinen eigenen Atemgeräuschen vernahm er nichts.

Keine Schritte, kein Flüstern, die fast absolute Stille umgab ihn. Als er das leise Lachen vernahm, zuckte er zusammen.

Das mußte Edna sein.

Bill hatte sich nicht getäuscht, denn kurz nach dem Lachen hörte er ihre Stimme.

»Der erste Tote, Conolly…«

Diesmal schwieg Bill.

Sie lachte wieder. »Keine Sorge, ich bin noch da. Ich werde auch nicht auf dich warten, Zeitungsschmierer. Irgendwann hole ich dich wie eine Ratte aus ihrem Versteck hervor.«

Bill hatte den Haß aus ihren Worten herausgehört. Sie wollte seinen Tod, das stand fest, und sie hatte einen gefährlichen Helfer, den sie jetzt ansprach. »Ronny, mein kleiner Liebling. Du brauchst dich nicht länger versteckt zu halten. Komm her. Da will dir jemand Böses tun. Das können wir nicht zulassen, mein Liebling.«

Bill hörte ein schnaufendes Geräusch, auch Schritte, doch er wußte

nicht, wo sie aufgeklungen waren. Der Keller war sehr groß, zudem verzerrten die Echos die eigentlichen Geräusche.

Möglicherweise hielt er sich schon nahe der Tür auf.

»Ich weiß genau, wo du steckst, Zeitungsschmierer. Du kannst mir nicht entwischen. Du hast dich in einen Kellerraum verkrochen wie ein ängstliches Tier. Aber Tiere habe ich noch immer bekommen, das kann ich dir versichern. Deine Chancen sind gesunken, Conolly. Ich will dir etwas sagen. Jetzt sind wir zu dritt. Du, ich - und mein Sohn…«

Bill hörte die Worte und fragte sich, weshalb die Frau soviel redete. Wollte sie von irgend etwas ablenken? Wahrscheinlich sollte Bill nicht merken, wohin sie sich bewegte.

Auf Distanz zu gehen, konnte hin und wieder recht vernünftig sein. Man durfte es nur nicht übertreiben und zu lange in Deckung bleiben. Manchmal ist der Angriff auch die beste Verteidigung. Da Bill dies wußte, handelte er auch danach.

Natürlich mußte er durch die Tür. Doch es kam darauf an, wie er sich hindurchschob. Er konnte aufrecht gehen oder sich geduckt fortbewegen und über den Boden kriechen.

Das war am besten.

Bill Conolly ging in die Hocke. Die Lampe klemmte er zwischen die Zähne. Mit der linken Hand stützte er sich ab, in der rechten lag nach wie vor die Beretta.

Und so bewegte er sich über den staubigen, kalten Steinboden auf das Türrechteck zu.

Er sah es vom Kellerverlies aus, und es mußte ebenfalls vom Flur her einsehbar sein. Daher bestand das Risiko, daß er von der lauernden Edna entdeckt wurde.

Sein Blick fiel zwar über die Schwelle, erkennen aber konnte er nichts. Der Kellerflur verschwamm in der Dunkelheit. Nichts war zu erkennen, nicht einmal der am Boden liegende Tote.

Als Mensch hatte Bill den Eindruck, in eine andere Welt zu kriechen, wenn er die Schwelle hinter sich gelassen hatte.

Man griff ihn nicht an.

Bill tastete sich vor, schob sich in Zeitlupe in den Kellerflur und stand sofort auf. Dann drehte er sich und preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand neben der offenen Tür.

Noch immer geschah nichts.

Er hörte auch kein Atmen, und Bill Conolly wollte es wissen. Er schaltete seine Lampe ein und strahlte in die Richtung, wo auch der Tote lag, also dicht vor der Treppe.

Er lag noch immer da.

Und etwas hatte sich verändert. Das Messer fehlte!

Plötzlich wurde es dem Reporter eiskalt!

***

Bill ahnte die Gefahr mehr, als daß er sie sah. Sie drang von links auf ihn zu, wo der Gang eine stockdunkle Schneise in die Tiefe des Kellers schnitt.

Bill drehte sich.

Der Lampenstrahl machte die Bewegung mit, und er traf auch ein Ziel. Es war das Monster, das geduckt vor dem Reporter stand und nicht einmal die runden, kaltblauen Augen zusammenkniff, als der Lichtstrahl es so stark blendete.

Das Monstrum auf dem Foto und vor ihm waren identisch.

Verwachsen, krumm, mit langen Armen, einer dünnen, bräunlichen, an Papier erinnernden Haut und einem Schädel, der mehr einem Skelettkopf glich als dem eines Menschen.

Das wäre nicht so schlimm gewesen. Etwas anderes traf ihn härter. In der rechten Klaue - so mußte man die dünnen Finger schon bezeichnen - hielt das Wesen das Killermesser.

Der blanke Stahl warf das Licht als Reflex zurück, der sich plötzlich veränderte, als Ronny das Messer schleuderte.

Eine Kugel ist immer schneller als ein Messer, vorausgesetzt, es wird zur gleichen Zeit geschossen.

Bill reagierte zu spät. Er hatte die Waffe noch nicht richtig hoch, als sich der Stahl bereits auf der Reise befand. In Bruchteilen von Sekunden erkannte der Reporter, daß er der Klinge nicht mehr entgehen konnte. Er drehte sich noch zur Seite, und das war sein Glück. So durchschlug der Stahl nicht seinen Hals, sondern jagte hoch in die linke Schulter, denn Bill hatte sich nach rechts geworfen.

Der Schmerz war böse, fressend, aber Bill achtete nicht auf ihn, denn Ronny hechte vor, um den Reporter zu töten!

***

»Aufpassen, John!«

Suko hatte es rechtzeitig genug gesehen, ich nicht, weil ich meinen Arm ausgestreckt hielt und mich an einem dieser töten Äste festklammerte, um mich hochzuziehen.

Der Ast knirschte, aber es brach ein anderer, der über unsere Köpfen hing.

Ich sprang zur Seite, rutschte aus, fiel und war froh, daß mich der herabfallende Ast nicht erwischte.

Schließlich ist der Kopf eines Menschen noch immer der wertvollste Gegenstand.

Suko stand ein Stück entfernt. Sonnenlicht fiel durch den Wirrwarr in unserer Nähe und strahlte ihn von der Seite her an. Deshalb sah ich auch das Grinsen auf seinem Gesicht.

»Aus dir wird nie ein guter Bergsteiger, John.«

»Da habe ich auch keinen Ehrgeiz.« Meine Stimme klang sauer. Sie spiegelte meinen Zustand wider. Die letzte Dreiviertelstunde war verdammt hart gewesen. Der Hügel, der so harmlos gewirkt hatte, war doch verdammt tückisch gewesen. Vor allen Dingen im letzten Drittel war es ziemlich steil bergauf gegangen.

Die Umgebung hatte sich leider nicht verändert. Noch immer ackerten und arbeiteten wir uns durch den verbrannten, toten Wald. Eine gestorbene Natur umgab uns, nur belebt von Wesen, die man als ebenso grauenvoll bezeichnen konnte und die einmal zur menschlichen Rasse gehört hatten. Ein zweites Monstrum war uns bisher noch nicht begegnet. Wir hatten auch keinen Beobachter entdecken können, waren aber sicher, daß sie irgendwo in der Nähe lauerten.

»Komm, den Rest schaffen wir auch noch!« rief Suko mir zu und winkte.

»Ja, muß sein!« murmelte ich. Der auf dem Boden klebende Schmierfilm hing auch an unserer Kleidung. Ihn abzustreifen, war verlorene Zeit, konnten wir doch jeden Augenblick wieder ausrutschen.

Es konnte kaum einen größeren Gegensatz geben, denn auf der Kuppe empfing uns, als wir aus dem Wald traten, strahlender Sonnenschein, der die Umgebung in seinem herbstlich gleißenden Licht badete.

Es hätte ein wunderbares Bild sein können, wäre alles normal gewesen. So aber schauten wir über das Gebiet hinweg, das von der Umwelt-Katastrophe heimgesucht worden war, und wir erkannten mit Schrecken die gesamten Ausmaße.

Wir standen da, holten tief Luft, ließen uns bescheinen und schützten mit den Händen die Augen vor dem grellen Licht. »Meine Güte«, sagte Suko, »wer hätte das gedacht!«

Dem brauchte ich nichts hinzufügen. Inmitten herrlich bunter, leuchtender Herbstfarben lag eine braune Insel. Ein totes Gelände, zerstört, vernichtet, ohne normales Leben. Einfach furchtbar…

Ich breitete die Arme aus und zeigte nach vorn. »Bis wir das durchsucht haben, dauert es Tage.«

»Willst du es denn?«

Die Frage war gut, meine Antwort weniger, denn ich konnte nur die Schultern heben.

»Vielleicht sollten wir uns auf das Gebiet um diesen Hügel hier konzentrieren«, schlug Suko vor und kam mir damit entgegen, da ich schon ähnlich gedacht hatte.

Ich schaute auf die Uhr. Es war längst Nachmittag geworden. Im Oktober wurde es schon ziemlich früh dunkel, wir mußten auch mit Dunst und Nebel rechnen.

»Wir haben Zeit genug«, sagte Suko.

»So habe ich meinen Blick nicht gemeint. Mir geht es um etwas anderes. Ich habe das Gefühl, als werden die Kreaturen erst wach, wenn die Sonne untergeht.«

»Du meinst in der Nacht?«

»Ja.«

Suko legte die Stirn in Falten. »Das kann hinkommen.« Dann wechselte er das Thema. »Weißt du, was ich am liebsten machen würde. Das ganze Zeug hier anstecken, damit nur noch Asche zurückbleibt.«

»Wahrscheinlich wird es nicht einmal brennen.«

»Ja, leider.«

Auch die Hügelkuppe, auf der wir standen, war in Mitleidenschaft gezogen worden. Noch vor wenigen Monaten hatte sich hier sicherlich saftiges Gras im Wind gewiegt, jetzt lag auf dem Boden nur mehr ein widerlich brauner Schlamm, der an unseren Füßen klebte.

»Bleiben wir bis zur Dunkelheit?« fragte Suko.

Ich war dafür. »Hier kann ich wenigstens freier atmen.«

»Da sagst du was.«

Stille umgab uns. An den Wind hatten wir uns gewöhnt. Und er war es auch, der das schreckliche Heulen an unsere Ohren trug, so daß wir beide zusammenschraken und uns anschauten.

»Das waren die Monster!« flüsterte Suko und lauschte, denn das Heulen wiederholte sich.

Ich aber schüttelte den Kopf. »Monster schon, mein Lieber, aber nicht die, auf die wir fixiert sind.«

»Wieso nicht?«

»Das Heulen hat anders geklungen, und es ist mir verdammt bekannt vorgekommen.«

»Los, John, rück raus damit!«

Ich schaute meinen Freund ernst an. »Dieses Heulen haben andere Kreaturen ausgestoßen. Werwölfe!«

»Auch das noch«, sagte Suko und verdrehte die Augen, während das klagende Jaulen zum drittenmal wie eine schaurige Botschaft über den toten Wald hallte…

ENDE des ersten Teils